Großes
Instrumental-
und
Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Sechszehntes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Fragmente über Beethoven.

Von E. Ortlepp.

1.

Die musikalische Soirée.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Eine große Anzahl von Gästen hatte sich auf dem Landhause des Bankiers Erdmann versammelt. Alle waren unter der Firma von Musikfreunden eingeladen. Erdmann selbst wollte ein Musikfreund seyn, oder scheinen. Er gehörte zu den Leuten, die, eigentlich bloß für Materielles ein Organ habend, sich doch so anstellen, als ob sie für etwas Höheres empfänden. Die Nichtigkeit und Leerheit seiner bloßen Geldgröße fühlend, affektirte er also einen Sinn für Kunst, von der er nichts verstand. Seine beiden Töchter Beatrix und Adelaide erhielten von einem langen, blassen, ledernen, dictatorischen musikalischen Techniker, oder vielmehr Mechanikus, einen sehr gründlichen Musikunterricht. Der Lehrer Lambertus gab ihnen mit pedantischer Strenge Anweisung im Fingersatz, in der Harmonielehre, und plagte sie sogar mit dem leidigen Contrapunkte, vor dem be-

sonders die jüngere Adelaide einen schrecklichen Abscheu hatte. Die ernstere Beatrix hatte auf diese Dinge genau Acht, besonders um mit ihrer Wissenschaft prunken zu können. In Adelaiden wohnte eine Seele der Musik; sie war fortwährend zu aufgeregt und zu zerstreut, um diese Verstandesoperationen zu goutiren, die ihr nun einmal keine Freude machten.

Die heutigen musikalischen Uebungen fanden unter Gottes freiem Himmel statt. Es war ein Pianoforte in den Garten geschafft worden, auf dem der fingerfertige Capellmeister Eilau bereits recht anmuthig geklimpert hatte. Mehrere Theatermitglieder sangen italienische Arien; anwesende Roues der Stadt lorgnettirten besonders die schöne italienische Sängerin Giulia, die sich heute vor allen ausgezeichnet hatte. Selbst der prosaische Klavierlehrer Lambertus klatschte nach Beendigung ihrer Arie, wiewohl er sich schon öfters gerühmt und gesagt hatte: „Ich klatsche nie!“

Adelaide zeigte dem Kapellmeister Eilau mehrere neue Sonaten, und fragte ihn über seine Meinung. Der Musikdirector Regel und der Singmeister Melos traten hinzu, verhöhnende Blicke auf die neuen Sonaten werfend, die Adelaiden sehr interessirt hatten. Sie zogen vereint auf den Componisten los, der zu der heutigen Gesellschaft eingeladen, aber noch nicht erschienen war.

„Dummes Zeug!“ sagten sie. „Der Mensch will neu seyn, und wird abgeschmackt. Seine Sachen klingen nicht; er hält kein Thema fest, er fragt nach keiner Regel. Er denkt: je toller, je besser. Wir haben es ihm schon alle freundschaftlich gesagt, daß er sich doch ja nichts mehr mit Musik zu schaffen machen möge, und

daß er zu dieser Kunst eben so wenig Talent habe, als ein gewisses bekanntes Thier zum Lautenschlagen. Aber es gibt Leute, die sich nun einmal nicht bekehren lassen wollen; sie haben sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt, größere Künstler werden zu wollen, als andere ehrliche Leute; da arbeiten sie nun darauf los; ihr Eifer ist unverwüstlich; sie sind durch keinen Tadel und durch keine Warnung todt zu machen!"

Adelaide versetzte:

„Aber die Mondscheinsonate dieses von Euch so schlechthin verdammten Genie's ist denn doch ein Werk, das mir wie etwas völlig Neues vorkommt. In allen Sachen von Haydn und Mozart finde ich nichts Aehnliches!"

„Haydn und Mozart sind ein paar große Leute!" versetzte der Vater; „wie kannst du sie doch neben unserem Sonatenkomponisten nennen?"

„O, er hat auch jetzt wieder eine neue Symphonie geschrieben, in der er mir sogar über Haydn und Mozart hinauszugehen scheint;" sagte Adelaide.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein; Haydn und Mozart und dieser Beethoven!" eiferte der Kapellmeister Eilau. „Wir componiren alle unsere Sonaten, Symphonieen und auch Opern, aber wir lassen es uns nicht einfallen, uns so absonderlich anzustellen, wie dieser Mensch, der nicht zu wissen scheint, was er nur machen soll, um Aufsehen zu erregen."

Der Musikdirektor Regel versetzte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Fräulein, daß aus diesem Herrn Beethoven nun und nimmermehr etwas werden wird!

Er ist ein äußerst bornirter Mensch, das können Sie mir sicher glauben!"

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gartens und es trat eine männliche Gestalt herein, die ein ziemlich unscheinbares Ansehn hatte. Man denke sich einen Mann von mehr noch kleiner, als mittlerer, aber sehr kräftiger, stämmiger Statur, von starkem Knochenbau und von vollem, rundem Gesicht, rothe, gesunde Farbe der Backen, unruhige, leuchtende, fast stechende Augen, seine Bewegungen entweder höchst phlegmatisch, oder höchst hastig; in seinem Auge einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Schüchternheit, und dazu eine Kleidung, deren nachlässiges Arrangement mit einer feinen Soirée im grellsten Widerspruche stand. Ein ziemlich getragener Ueberrock, der Hals bloß, die Brust offen, ein dicker Knotenstock — und ein Benehmen, das sich kaum schildern läßt. Der Mann that erstlich, als ob er ganz allein da wäre. Er sah weder die Elegants, noch die musikalischen Collegen, noch die schönen Damen, die eher abstoßend, als magnetisch auf ihn zu wirken schienen. Nach einer ziemlich linkischen Verbeugung bei dem Eintritt, ging er nach einer Gartenlaube, wo er sich auf eine Bank niederließ und ein Buch aus der Tasche zog. Es waren die Fragmente von dem damals neu erschienenen Goethischen „Faust." Bald legte er das Buch weg und sang eine Melodie vor sich hin. Dann zog er ein Blatt Papier hervor, und setzte mit Bleistift die Noten zu dem Liede: „Freudvoll und leidvoll!" auf. Dazwischen griff er mehrmals in die Westentasche, und verdammte sich, als er nur wenige Groschen vorfand, daß er in eine Gesellschaft gegangen sey, aus

der er nicht einmal mit einem anständigen Trinkgelde scheiden könne.

Adelaide war die erste, die ihn störte. Er machte ihr im ersten Augenblick ein recht grämliches Gesicht. Doch sie ließ sich nicht schrecken. Sie fing von seiner Mondscheinsonate an zu sprechen, und sagte ihm, wie sie von diesem Werke ganz bezaubert worden sey.

Er versetzte: „Sie haben die Sonate wohl schwerlich verstanden, mein Fräulein!“ wurde aber sogleich nach diesen Worten sehr verlegen. Das dauerte einige Augenblicke. Auf einmal hob er wieder keder an:

„Nehmen Sie mir's nicht übel! Sie können mich so leicht nicht verstehen, denn ich componire bloß für die Zukunft!“

Noch hatte er sie kaum angesehen. Erst jetzt fiel sein Blick auf die liebliche Gestalt des Mädchens und begegnete ihrem Auge voll süßer Schwärmerei. Es sah ihn daraus eine Seele an, und schien ihm zu sagen, „wenn ich Dich nicht verstehe, so versteht Dich Niemand!“ Die Menschen sind so. Wer sie sucht, dem weichen sie stolz aus; wer sich vor ihnen zurückzieht, dem gehen sie nach. — Bald hatte sich um Ludwig eine Gruppe gebildet, die deutlich verrieth, wie sehr er der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sey.

Erdmann ersuchte den Gast, der Gesellschaft eine freie Phantasie auf dem Pianoforte zum Besten zu geben. Es kostete Mühe, ihn dazu zu bewegen. Doch endlich spielte er, freilich aber so, daß er bald keinen Zuhörer weiter hatte, als — die schöne Adelaide. Alles war fort und im Garten verstreut. Man lachte, man scherzte, man lärmte. Vom zauberischen Strahl des Mondes verklärt stand die himmlische Adelaide allein vor ihm;

eine Thräne leuchtete in ihrem Auge. Er faßte ihre Hand, drückte sie dankend an seine Lippen; sie erwiederte den Druck; er umschlang sie, preßte einen Kuß auf ihre Lippen, und ging davon, ohne ein Wort zu sagen.

2.
Der Freund.

„Ist es möglich?" rief Florio aus, als er seinen Freund Ludwig in die Weinstube treten sah; „ich denke, Du bist heute bei Erdmann's?

„Ich bin fortgelaufen!" versetzte Ludwig, weil ich es nicht mehr aushalten konnte. Denke Dir, lieber Florio, all das nichtssagende, fade Affengesindel um Dich her, die einen Künstler für nichts Besseres, als für einen Seiltänzer ansehen, der seine Stückchen produciren soll — denke Dir all die Kerle, die nichts als gute Kleidung und Geld haben, die alle Augenblicke vor dem Spiegel ihre Toilette machen, und dann den Daumen unter dem Arme in die Weste gestemmt vor Einem vorbeipatrouilliren, mit einem Blicke, — o guter Florio, es läßt sich darüber gar nichts sagen! Genug, in der Nähe solcher Subjekte halt' ich nun einmal nicht aus — es wird mir schlimm, wenn ich sie sehe. Und weil deren mehrere dort waren, so fühlte ich die Nothwendigkeit, fortzugehen. — Aber, glücklich bin ich, ich sage Dir, über alle Maßen glücklich! Du siehst mich heute freudvoll, vielleicht bald gedankenvoll, oder gar leidvoll!

„Das Lied von Goethe scheint Dir sehr mitzuspielen!" sagte Florio.

„Ich habe eine Melodie dazu fertig," erwiederte Ludwig, ein Blatt Papier aus der Tasche ziehend. „Sieh, was sagst Du dazu?"

„O herrlich! herrlich!" rief Florio aus! „Schon der Anfang! — Und der Schluß, der das Herz in immer engern Kreisen einspinnt! — Beethoven, Du bist doch ein göttlicher Kerl!"

„Das sagst Du, versetzte Ludwig, „der einzige Freund, der etwas aus mir macht! Denn die andern Freunde sind fast noch schlimmer, als meine Feinde. Wer Einen genau kennt, denkt nun einmal, man müsse so ungefähr seines gleichen seyn, und nimmt es Einem ordentlich übel, wenn man einmal auf einen Berggipfel hinauf springt, wo er nichts mehr von Einem sieht. Ein rechter Geist soll aber nicht bloß auf den Gipfel, sondern von einem Gipfel zum andern springen — das ist meine Meinung, von der freilich die Herren Eilau, Melos, Regel u. s. w. nichts wissen wollen. — Kellner, eine Flasche Champagner! — Lieber Florio, ich bin heute außer mir!" —

„Ich bitte Dich, hast Du denn Geld?" fragte Florio.

„Was fragen wir nach Geld!" erwiederte Ludwig. „Geld, mein Florio, ist ein Ding, das ich jeden Tag tausendmal anspucke — Geld ist der eigentliche Satan, der Erzfeind alles Großen und Schönen, und der Busenfreund alles Gemeinen und Verworfenen, Geld ist der gemeinste, elendeste Koth — ich kann Dir nicht sagen, wie unaussprechlich ich's verachte. Du weißt, Florio, ich bin ein armer Teufel, ich bin aber heute selig! Darum will ich Champagner trinken! Und damit Punktum!

Der Champagner kam.

„Willst Du Dich denn heute berauschen?" fragte Florio.

„O, ich bin schon berauscht, ehe ich trinke," versetzte Ludwig. „Ich bin überhaupt fast immerfort berauscht. Gott sey Dank, daß ich mich mit Dir allein sehe! Bei Erdmann's war es gräßlich — lauter krasser, dicker Erdgeist — lauter Geld — lauter Staat — lauter Nichts — und doch zum Gegensatz ein Etwas, ein himmlisches Etwas — ich sage Dir, es gibt ein Etwas, das Adelaide heißt, und dieses Etwas — — komm, Adelaide soll leben!"

Florio stieß an, einstimmend in den Ruf: „Adelaide soll leben!"

„Es trifft eigen," versetzte Florio; „da habe ich mir gerade heute ein Gedicht abgeschrieben, das „Adelaide" betitelt ist. Es ist von einem gewissen Matthisson. Ich sage Dir, das Lied hat mich ganz verrückt gemacht!"

„Her damit! Florio," rief Ludwig, und griff hastig nach dem Papier, das ihm Florio überreichte.

Ludwig murmelte das Gedicht halblaut vor sich hin, manchmal pausirend, und zu Boden starrend — Thränen traten ihm in die Augen — endlich sagte er: „Das Gedicht ist kein Gedicht; es ist eine Musik, und der verwünschte Poet — wie heißt er? — Matthäus!"

„Willst ihn gar zu einem Evangelisten machen?" lachte Florio. „Matthisson heißt er."

„Also der verteufelte Matthisson hat mich um die Gedanken dieses Abends bestohlen! Sieh nur einmal an; das ist ja lauter Melodie; das lebt immer mehr und mehr auf, es wird immer ärger — da beben die Blätter — da rauscht es — da singt es — da regt sich Alles immer mehr und immer mehr — da geräth ja die ganze Schöpfung am Ende in eine selige Revolution!

Sieh, oder vielmehr höre — laß uns erst einmal trinken! — der Champagner ist nicht schlecht! — wir müssen den Herrn Fontano leben lassen!

„Herr Fontano! Sie sollen leben!"

Florio stieß an.

„Fontano erzwang ein freundliches Gesicht; denn Ludwig war eine der bedeutendsten Nummern in seinem Buche. Doch hoffte er, einst noch bezahlt zu werden, und blieb daher möglichst höflich.

„Ich sage Dir, Florio," fuhr Ludwig fort, „die Leute wissen nichts von der Kunst. Ach, es wird einmal eine Zeit kommen, wo sie mir ein Monument setzen, und noch weniger von der Kunst wissen werden, als jetzt. Da ist ein Ort, oder vielmehr eine Stadt, oder vielmehr ein klein Paris, liegt in Sachsen, heißt Leipzig; dort gibt es vielen Kaffee, Zucker, guten Tabak, himmlische Cigarren, Seidenzeuge, Tuch und viele Kaufleute — aber die Kerle sind gar nicht so dumm, man rühmt unser Süddeutschland — ja, wenn's auf Ohrenkitzel ankommt, da mag's angehen — aber wenn man ein wenig tiefer will, da ist es nichts mit dem guten Wien — doch jenes Leipzig, das habe ich in mein Herz geschlossen — ich möchte es wohl einmal sehen! Man hat es mir oft als eine recht prosaische Stadt geschildert — aber — Gott, man strebt immer in die Ferne!

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah'!"

sagt mein unbekannter Freund. Ich versichere Dich, mit Schiller ist's nicht viel — aber der Goethe hat den Teufel im Leibe! — Freilich Shakespeare geht über Alles. Da ist der Jean Paul — der spielt mir auch gehörig mit.

Er soll leben."

Florio wollte Einwürfe machen!

„St! st! sagte Ludwig. „Seine Dichtung ist meine Musik!"

Florio stieß an! Es wurden zwei Gläser auf Jean Pauls Wohl geleert.

„Ich habe eine neue Symphonie fertig," sagte Ludwig; „ich muß sie nur noch aufschreiben. Sie geht aus C-moll. Es ist ein närrisches Ding. Wenn ich nur nicht über dem Schlusse sterbe, denn der geht fast über menschliche Kräfte. — Er hat mir schon viele schlaflose Nächte gemacht, dieser Schluß! Es soll das Höchste werden, was existirt."

„Du hörst nicht auf mich!" sagte Florio. „Ich werde an Dir noch zu kuriren bekommen!"

„Ja," versetzte Ludwig, „wenn ein Künstler auf einen Arzt hören wollte, dann hieß es: Ade! o Kunst! Ein Künstler soll das Uebermenschliche leisten, dazu gehören auch übermenschliche Anstrengungen!"

„Und wenn Du Dir dadurch einen frühen Tod zuziehst?" fragte Florio.

„Punktum!" versetzte Ludwig. „So tröste ich mich damit, daß ich ewig leben werde. Es wäre mir sehr lieb, wenn der Scharfrichter für Geld und gute Worte Jedem den Kopf abhacken dürfte, der mit diesem Anliegen zu ihm käme. Ich würde gleich zu ihm hinauseilen, und mir dieses armselige caput, in dem jetzt eben nichts weiter steckt, als eine C-moll-Symphonie, vom Rumpfe trennen lassen. Dann könnte kein Advokatenhund mir mehr etwas anhaben. Dann wären alle die Wechsel bezahlt, durch die man sich dem Teufel verschreibt!"

„Du wirst noch Dein Glück machen!“ tröstete Florio.

„Glück machen!“ spottete Ludwig. „Lieber Freund, Kunst und Glück — was man so im gewöhnlichen Sinne unter Glück versteht — sind ewige Antipoden. Ich werde mein ganzes Leben hindurch unglücklich bleiben! Heute bin ich selig! Noch einmal: „Adelaide lebe!“ Florio stieß an. Beethovens Glas zerbrach. „Ei sieh doch, das ist ja ein recht böses Omen!“ rief er aus. Er wollte noch eine zweite Flasche trinken, doch der junge Doktor der Medicin, sein Busenfreund, zog ihn mit sich fort, und begleitete ihn bis an sein Haus, d. h. das Haus, wo er vier Treppen hoch zur Miethe wohnte, denn Künstler haben keine Häuser.

3.
Die Entsagung.

Ludwig saß an einem Herbstabend mit seinem Freunde Florio wieder bei dem Italiener Fontano in einem poetischen Winkel der Weinstube. Florio war beinah ein halbes Jahr verreist gewesen und so eben erst wieder zurückgekommen.

„Beethoven, Du fängst an zu trinken,“ sagte Florio, „wie ich so eben von Jemand gehört habe.“

„Es zerschneidet mir das Herz, daß ich trinken muß,“ entgegnete Beethoven. „Es wird bloß periodisch seyn.“

„Es schweben mir traurige Geschichten vor von Solchen, die zum Branntwein heruntersanken,“ sagte Florio. „Mein lieber, guter Beethoven, ich beschwöre Dich, schone Deine Natur!“

„Haha!“ lachte Ludwig. „Ein Künstler! Und

sich schonen! Schweig, mein Doktor! Und wenn ich morgen sterbe, so ist es vielleicht um desto besser! Im Vertrauen gesagt, ich sehne mich recht sehr nach dem Tode. Ich habe oft nachgedacht, was wohl die größte Schande seyn möchte, sich das Leben zu nehmen, oder mit Schande in der Welt zu existiren."

„Und gibt Dir die Musik keine Antwort?" versetzte Florio. „Du weißt ja, ich bin troß meiner Medicin auch ein Stück von einem Musikus. Sonst hatte ich ein Pianoforte. Der Teufel hat es geholt. Ich spielte jetzt gern manchmal bei Dir, aber mag es Dir nicht zumuthen, mich anzuhören."

„Florio, ich rede offen," sagte Beethoven, „ich mag gar Niemand auf meinem Zimmer vor mir spielen hören — Du hast mich oft recht gemartert mit Deinen krassen Akkorden und fürchterlichen Uebergängen; mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke." —

„Verzeihung!" rief Florio, das erste Glas der zweiten Flasche einschenkend. „Ich fühle am Ende so viel, wie Du, ich kann es aber nicht so ausdrücken. Bedenke, ich muß Kranke kuriren!"

„Und ich," fiel Ludwig ein, „soll eine Musik kuriren, die hoffentlich bald die Pest kriegen wird. Wer ist nun schlimmer dran, ich oder Du? Du hast manche glückliche Kuren gemacht. Aber die Herren Regel und Melos herzustellen, daran muß ich bei meinen Lebzeiten verzweifeln!"

„Apropos!" sagte Florio. „Wie steht es mit jener Adelaide?"

„Sie hat geheirathet!" versetzte Ludwig, sardonisch lachend. „Sie ist vielleicht glücklicher, als sie je mit mir geworden seyn würde."

In das Lachen Beethovens mischten sich Thränen. „Höre, Florio," fuhr er fort, „Du bist für diese Welt gemacht, und diese Welt ist für Dich gemacht; aber ich — ich sage Dir — ich bin nun mit der Welt und mit der Liebe fertig. Die Adelaide — ach, wie liebte ich sie! — ich habe um sie gerast — ich verdanke ihr zwei neue Symphonieen und eine Oper dazu und noch extra zwei Trio's und eine Sonate — sieh, die Adelaide — sie hat den Baron von Holzendorf geheirathet, einen langen, dürren, ausgemergelten blassen Kerl — ich bin nicht schön — aber, guter Florio, ich denke, ich nehme es noch auf mit dieser Bohnenstange, die kein Herz hat, sondern nur Geld und Güter. Ach, nnd ich hatte bei meiner Armuth ein so reiches Herz, und es gehörte ganz Adelaiden."

„Ich schickte ihr das Lied von Matthisson, das mir wohl nicht ganz übel gelungen ist. Sie schrieb mir. Es erfolgten mehrere heimliche Zusammenkünfte. Wir verlebten selige Tage. Ich sage Dir, das Mädchen war ganz weg, und ich war es auch.

Ich besuchte darauf Erdmann's öfters. Auf einmal erhalte ich ein Billet von dem Herrn Vater, worin er sich meine Besuche verbittet.

Ich saß da wie vor den Kopf geschlagen. Ich brauchte Geld, und konnte doch nichts componiren. Verzeihe mir, ich bin ein Mensch; man wird mich vielleicht später einmal für etwas mehr ansehen. Dir muß ich Alles sagen. Acht Tage später höre ich, daß Adelaide mit dem dürren Pfeifenrohr von einem Baron verheirathet ist. Ich habe die nächsten vierzehn Nächte darauf nicht geschlafen. Jetzt schlafe ich aber wieder recht ruhig. O mein Florio, von nun an lebe ich in dieser Welt

blos für eine höhere. Ich habe herrliche Träume gehabt. Ich weiß von einer Zukunft, die mich für alle Qualen belohnen wird. Sieh', manchmal ist mir zu Muthe, als ob ich gestorben wäre, und als ob da nach meinem Tode mein Geist in einen Concertsaal schwebte, wo alle Lippen meinen Namen flüsterten — es beginnt meine C-moll-Symphonie — Man lauscht — man fühlt einen Schauer — Es- und As-dur wiegen Alles in süße Schwärmereien ein — das Publikum sinkt in einen seligen Schlummer — C-dur weckt es gewaltig auf — es kommt ein Riese daher — ach, was soll ich aber reden — ich schwöre Dir, wenn dieses Werk nicht wirkt, wenn es nicht bis ins innerste Mark erschüttert, so ist die ganze Welt ein dummer, plumper Klotz! Unter uns gesagt, den Herren Regel und Melos werden ihre langen Ohren bei meiner Symphonie noch um eine Elle länger wachsen."

„Und Adelaide?" fragte Florio.

„Laß sie ruhen!" versetzte Ludwig! — „Ich liebe nichts Irdisches wieder. Meine Adelaide, meine ewige Geliebte ist fortan die Tonkunst. Ich werde eine fruchtbare Ehe mit ihr führen. Die Frauenzimmer sind nun bei mir völlig abgethan. Manchmal möchte ich freilich verrückt werden, wenn ich so eine schöne Gestalt vor mir sehe, die lauter Melodie ist, lauter Wohllaut. Aber ich suche von nun an Dissonanzen, und verhöhne alle diese gemeine Harmonie. Bald werde ich auch die Männer, demnach also die ganze Menschheit von mir abthun!"

„Also mich wohl auch?" versetzte Florio.

„Ich weiß nicht, ob ich Dich werde ausnehmen können!" erwiederte Ludwig. „Wenn ich an meine

D-moll-Symphonie denke, die einmal mein letztes Werk werden soll, zu der ich aber lange noch nicht reif bin — da kann auch von Dir keine Rede mehr seyn — da wird sich's bloß im Großen um einen ungeheuern Haß und eine ungeheure Liebe der ganzen Menschheit handeln!"

„Florio," fuhr er fort, „es übermannt mich plötzlich eine rechte Weichheit — Laß uns gehen! Noch ein Glas auf

„Adelaide!".

Und auf:

„Unsere Freundschaft bis in eine andere Welt!"

Thränen in den Augen stand Ludwig auf und riß Florio mit sich fort.

4.

Die Nacht.

Es war schon still in den Straßen der Stadt, als Beethoven einsam in seinem Zimmer mit heftigen Schritten auf- und niederging. Die trauliche Lampe brannte, bei deren geisterhaftem Schimmer er so viel geschaffen — ein leeres Notenblatt lag auf dem Tische — der schöne Flügel, ein Geschenk aus England, auf dem er so eben, aber ach! ohne sich zu hören, phantasirt hatte, stand noch geöffnet. Seine innere Welt war aufgelebt — er hatte in Hoffmann's Phantasiestücken heute wieder das Lob seiner C-moll-Symphonie gelesen; ach, der Beifall hebt so sehr des Künstlers Kraft! — Lange Tage hindurch hatten ihn Angst und Schmerz gefoltert — schwarze, gespenstige Gestalten und grinsende Larven waren nicht von seiner Seite gewichen und hatten ihn umhergerissen in trostlosen Labyrinthen der schneidendsten Mißklänge. Aber jetzt schwebte er als

Herrscher über ihnen — er fühlte, daß er die Höllengeister nun besiegt, er empfand, daß er sie nach Gefallen citiren konnte, daß sie aber über seine freigewordene, triumphirende Seele keine Macht mehr hatten. Er fürchtete sich jedesmal, ein großes Werk anzufangen; noch schwankte er, aber stärker und stärker ergriff ihn die Begeisterung, und ihre ältere Schwester, die Besonnenheit, winkte ihm freundlich zu — der Kern aller seiner bisherigen Werke begann ihm wunderbar aufzuleben, all sein Streben von Kindheit an, seine Künstlerlust, seine Künstlerpein, sein ganzes Dasein mit allen Farben malte sich ihm in einem neuen Lichte — all seine stillen phantastischen Spaziergänge traten ihm vor die Seele — alte Träume lächelten ihn an — begrabene Hoffnungen richteten sich mit ihren blassen Gesichtern vor ihm auf und deuteten nach den Sternen — qualvolle Nächte, wonnige Frühlingstage, tobende Gewitter, goldne Abendwolken, helle Morgenröthen, silberne Mondscheindämmerungen, höllische Fratzen, liebliche Engelsbilder, Tänze der Todten um Mitternacht, schaurige Grabsgewölbe, blumige Wiesen, schwarze Abgründe, himmelnahe, sonnenhelle Berggipfel, eisstarre Winter, schwüle Sommer mit ihren erquickenden Abenden, öde Wüsten, lachende Thäler und Hügel, wahnsinnig gewordene Freunde, in ihre Grüfte gesunkene Feinde, Schlachtfelder voll Leichen, frohe Landleute in heiterm Tanz, die Verdammten der Hölle, die Seligen des Himmels — Alles zog an ihm vorüber — wie Schlag auf Schlag folgende Blitze kreuzten sich die wild durcheinander jagenden Bilder.

Schon längst lag Schiller's „Ode an die Freude" aufgeschlagen da — sein Genius hatte ihm gesagt, daß

sie den Grundton zu seinem „Schwanengesange“ geben sollte; aber noch war ihm bis heute seine Idee aus dem Dunkel der Ahnung nicht ans Licht getreten. Er wollte nicht Nachahmer des Dichters seyn; er wollte eine ganz neue originelle Schöpfung gebären. Und wie sich einem Werke der Kunst gern der Stempel der Lebensperiode aufdrückt, in der es der Künstler erzeugt, so geschah es auch ihm. Oft hatte er sich selbst verhöhnt. Eine „Ode der Freude“ in den Tagen Deiner Schwermuth, wo Dir's leichter werden möchte, eine Satyre auf alle frohen Empfindungen zu componiren? Mit der Seele voll Verstimmung, Verdruß und Menschenhaß — Du? eine Ode an die Freude, wo Du rasen möchtest vor Unmuth?

Und dann wollte es ihm der Dämon seiner alten Neckluft wohl gar eingeben, ein Werk zu schreiben, über welches sich alle Musiker die Köpfe zerbrächen, mit solchen Schwierigkeiten, daß sich's gar nicht ausführen ließe, oder das abscheulich klänge, wenn man's wirklich spielte. Alle solche Gedanken erschienen ihm aber jetzt klein; hell war ihm seine Idee aufgegangen, in die er dergleichen Launen wohl auch zur Schattirung getrost einweben durfte — er wollte nämlich „das Hervorgehen der Freude aus der Verzweiflung“ schildern. Beide sollten contrastirt werden, er wollte sie einen Kampf bestehen lassen auf Tod und Leben, aber am Ende sollte die Freude siegen — dabei fand er Gelegenheit, einmal sein ganzes Herz auszuschütten. Nach dem Publikum wollte er dabei gar nicht fragen, er wollte sich nur selbst geben und seinen Genius frei zeigen in all seiner Göttlichkeit und all seinen Wunderlichkeiten; denn er dachte,

ein Meister, der sich sein ganzes Leben hindurch bemüht, die Welt zu entzücken, dürfte wohl auch einmal von ihr verlangen, daß sie sich bemühe, ihn zu verstehen.

„Ja," rief er aus, „sie sollen nun einmal, ehe ich sterbe, Alles erfahren, was mir auf der Seele gelegen; ich will ihn mit gewaltigen Strichen hinmalen den großen Kampf des Weltschmerzes mit der Weltlust — und klagt ihnen auch mein eignes Weh aus den Tönen mit entgegen, so sollen sie doch sehen, daß ich mich siegreich erhebe über das irdische Leid gleich einem gen Himmel ragenden Koloß!"

Und nun drangen sie alle auf ihn ein die redenden Instrumente mit ihren Farben, um ihm an dem großen Gemälde malen zu helfen; die heitere, himmelblaue Flöte, die kecke, morgenröthliche, hellblonde Clarinette, der schmeichelnde, summende, braundunkle Fagott, das ahnungsvolle, weiche, schattige, grüne Waldhorn, die kriegerische, blutigrothe Trompete, die religiöse, todtenerweckende, schneeweiße Posaune, die empfindsame, regenbogenfarbige Geige, die klagende, lilafarbige Viola, das gemüthliche, sehnsüchtige, besänftigende, violettfarbige Violoncell, die schneidende, purpurn blinkende Oboe, das dem Dufte der dunkelrothen Nelken ähnelnde Bassethorn, der gewaltig herrschende, schwarzdunkle Violon, der romantische, zigeunerbräunliche Triangel, die blitzhellen Becken, und die zürnenden, donnernden, gewitterdunkeln Pauken — alle spielten ihm um das innere Ohr, das nicht das Schicksal des äußeren theilte — und er hörte schon in vollstimmigem Zusammenklang die ganze Symphonie ertönen.

Wie Dolche, Messer und Stecknadeln hatte ihn schon lange ein Heer von feindlichen Quinten verfolgt — wo

er sich hinwandte, sie drohten ihm und vermehrten die Angst seiner Seele — er bannte sie in Noten, und trat ihnen mit dem Heldenschwert schrecklich funkelnder Akkorde in D-moll gerüstet entgegen — aber selbst sein Heroismus war nur ein Sieg eines größern Schmerzes über die kleineren — die Quinten sahen es, und kehrten mit einem neuen Angriff wieder — da legte ihm ein Engel Blumen ans wunde Herz, und lispelte ihm holde Trostesworte zu — inniger und inniger umschlang ihn ein süßer Zauber — und endlich stieg die Freude bis zum Aufjauchzen des vollen Herzens. Aber ach, die stechenden Quälgeister kehrten wieder — wohl mischte sich darunter auch das süße Weh mit dem weinenden Himmelsangesicht — doch die düstere Leidenschaft, die runzliche Sorge, der hagere gelbe Neid, die grünäugige Mißgunst, die blasse verschrumpfte Verläumdung, der schielende, giftspeiende Haß, die Verzweiflung und alle Furien der Nacht stürmten ein auf den Mann mit dem sanften Herzen — ha, und der Engel mit den Blumen wuchs empor und verzerrte sich zu dem langen, bleichen, riesengroßen Gespenst mit der Strohkrone — es war der wohlbekannte Wahnsinn! — er grins'te ihn höhnisch an, und sagte: „ich will auch meinen Theil an deinem Werke haben!"

Der musikalische Zauberer erhob sein Auge — sein ganzes Zimmer war bevölkert von bösen und guten Geistern — der Teufel trat heran und wollte ihm helfen um den Preis seiner Seele, daß er ein recht sinnbezauberndes Werk vollende — Zwerge streckten ihre langen Nasen aus den Winkeln hervor, und erzählten ihm von den Schätzen, die er ja brauchen und leicht gewinnen

könne — doch er zeichnete schnell Kreuz auf Kreuz in seine Noten, wovor die Dämonen erschreckt entwichen. Da nahten wieder zwei Schwestern; eine in schwarzem Kleide und schwarzem Schleier, todtenbleich und verweint — sie hatte einen Dolch in der Hand, mit dem sie sich unaufhörlich die Brust durchstieß, ohne doch zu sterben — oder sie war vielmehr schon todt und lebte doch noch; die andere, schimmernd in bunter Farbenpracht, mit Rosen geschmückt, lächelnd und singend, mit himmelblauen Augen, goldenen Locken, Alles an ihr Fülle des heitern Lebens, und doch für ihn so todt und wie längst begraben: Beide rangen um ihn; jede wollte ihn in die andere Welt einführen. Seltsam! die Heitere hatte er zu lieben verlernt, und zu der Leichenhaften fühlte er sein Herz gezogen; sie halfen ihm Beide Noten auf die Blätter schreiben, bis eine andere Gestalt sie verdrängte.

„Laßt, ihn, meine Töchter, Trauer und Freude! Ich, euer Vater, vereinige euer Beider Wesen, und will jetzt meinem Freunde behülflich seyn!"

So sprach ein etwas mißgewachsener Alter, mit unregelmäßigen, aber höchst interessanten, aus Cis-moll und H-dur gemischten Gesichtszügen, der in seinem Blicke eine wunderbare Aehnlichkeit mit Vater Haydn und mit Sterne hatte. Er setzte sich neben Beethoven an die ihm oft gegönnte Stelle, und erzählte ihm von einem Rendezvous zwischen einer Lerche und einer Federnelke, von einem übermäßigen Nonenakkord, den er so eben für einen Polizeidiener angesehen, von den Maskeraden der Todten auf dem Gottesacker zu Moderstädt, welches eigentlich der große Ballsaal in X. — wäre — und die Todten wären eigentlich lebendige Menschen, die

aber ein absonderliches Verlangen nach der Schwindsucht und dem Sarge fühlten — von neu erfundenen Pistolen, die nach dem Losdrücken die lieblichsten Flötenmelodieen spielten — von Instrumenten, die Claviere, Kalender und zugleich auch Uhren in sich vereinigten, auf denen man sich in ein paar Minuten todt spielen könne — beim Anschlag des zwanzig gestrichenen C (des höchsten Tones) bleibe der Athem aus, und man werde sanft vom Schlage gerührt — von den ästhetischen Soireen der Maikäfer, wo gestern eine Hummel, eine Mücke und ein junger Maikäfer, ein höchst genialer Virtuos, sein letztes Trio gar herrlich aufgeführt hätten, und dergleichen tolle Dinge mehr.

„O wie froh bin ich, daß Du mir zur rechten Zeit erscheinst," versetzte Beethoven; „Dich brauche ich jetzt; sieh, da ist eine Brücke, über die kann ich nicht kommen vor allen den feindlichen, wehrenden Gestalten. Aber mit Dir wird's doch gelingen. Drüben winkt das Land der Seligen! O führe mich dahin!"

„Belieben Ew. Wohlgeboren nur einmal mit Oktaven nach den Feinden zu werfen; sie müssen alle zum Teufel gehen, und Ew. Wohlgeboren steht der Himmel offen!" sagte der Humor.

So entstand das Scherzo. Schon dämmerte der Morgen. Beethoven brach ab. — Er saß noch manche Nacht. Oft lag ihm die Seele in dem Körper wie der Unglückliche in dem Stier des Phalaris; oft schwelgte er in unaussprechlichem Entzücken. Am seligsten aber war er bei dem letzten Satze, wo er sich bei dem choralmäßigen Thema an die Clarinette des Schäfers erinnerte, welche ertönte, als er an dem himmlischen

Frühlingstage betend auf den Knieen lag, und auf wenige Momente den großen Weltenhymnus hören durfte. Glücklich hatte er nun sein Werk vollendet. Aber fast Niemandem wollte es gefallen, und am härtsten tadelten ihn seine trautesten Freunde. Doch es war ihm gleichgültig; ihm schien es sein größtes und bestes; er konnte daher ruhig sterben — und das that er am 27. März 1827, wo die beiden Schwestern, die bleiche im schwarzen Flor, und die heitere rosenbekränzte vor sein Krankenlager traten, und ihn vereint in das Land führten, das er in seinen Tönen so oft geschildert hatte.

Anekdote.

Bravissimo, rief der Verehrer einer Sängerin, die zwar keine schöne Stimme, aber eine schöne Gestalt besaß. — „Wo denken Sie denn hin," sagte sein Nachbar zu ihm — „sie hat ja ganz entsetzlich schlecht gesungen." — „Gott bewahre," gab der Erste ihm zur Antwort: „sie hat meisterhaft gesungen." — „Wie können Sie dieß sagen, sie hat ja unaufhörlich detonirt." — „Was detonirt! was nennen Sie denn detoniren?" — „Falsch singen" — „Wenn gleich, so hat sie angenehm falsch gesungen." — Der Nachbar schwieg und dachte an den König Midas. —

Ueber die Violinen von Sawicki in Wien.

(Aus Wien.)

Es gab eine Zeit, wo Niemand die Zähmung eines Tiegers oder einer Hiäne für möglich gehalten hätte; seit Van Aken ist das nichts Unmögliches mehr. — Es gab eine Zeit, wo Jedermann meinte, der Ton einer neuen Violine könne sich mit jenem einer viele Jahre lang ausgespielten, alten Straduari, Guarnei, Amati, Ruggeri, Maggini, Guadanini, Steiner, Deckler, ꝛc. ꝛc. gar nicht messen; allein seit Sawicki seine Instrumente nach seiner neuen (vervollkommten Straduari) Form und Art ausarbeitet, wird auch diese Meinung in den Grund gebohrt. Seine Violinen zeichnen sich, abgesehen von der Eleganz, Schönheit, Correktheit und artistischen Vollendung ihres Baues, sogleich Anfangs durch einen markigen, kräftigen äusserst gehaltvollen Ton aus, der an Fülle und Consistenz seines Gleichen sucht; und es steht mit Zuversicht zu erwarten, daß die Sawickischen Violinen schon in wenigen Jahren unter die vorzüglichsten Instrumente gezählt, und sein Name vielleicht den obengenannten Choriphäen des Geigenbaues einst würdig zur Seite stehen wird. — Um einen kleinen Beweis zu liefern, welchen Werth seine Instrumente bereits haben, wird bloß erwähnt, daß mehrere ausgezeichnete Violinkünstler auf seinen Instrumen-

ten Concerte geben, als z. B. Pechatschek, der oldenburgische Concertmeister Potte u. A. Ferner daß demselben immerfort von bedeutenden Künstlern mehrere Bestellungen zukommen, unter welchen Lipinski für sich selbst 2 Violinen bei ihm bestellte. — Allein so vorzüglich seine neuen Instrumente sind, so ausgezeichnet, so kunstvoll sind auch seine Reparaturen, und es wird genug seyn, zu sagen, daß Sawicki im Stande sey, zu jedem Bruchtheile eines Straduari, Guarneri oder beliebigen Violindeckels, das Fehlende zu einem ganzen vollkommenen, so täuschend, so geschickt, und mit einer solchen Präcision zu machen, daß sebst der geübteste Kenner es von Originaldeckeln zu unterscheiden nicht im Stande ist. Auch besitzt Sawicki in dieser Beziehung die schmeichelhaftesten, schriftlichen Anerkennungen seines seltenen Talentes von Seiten Derjenigen, die seine Geschicklichkeit zu erproben Gelegenheit hatten; und Paganini selbst, der seine Concertgeige (Joseph Guarneri) keinem Instrumentenmacher je anvertrauen wollte, — hatte von Sawicki's Talente eine so große Meinung, daß er sie ihm doch zur Reparatur überließ, und demselben seine vollkommene Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken schriftlich zu erkennen gab. — Wer übrigens — wäre er auch nur Laie, eine von Sawicki's s. g. Kunst-Violinen zu sehen Gelegenheit hatte, wird sich leicht eine Idee von dessen Geschicklichkeit machen, und seine sorgfältige Ausarbeitung in den kleinsten Theilen der Instrumente, sein Geschmack und die Vollendung in der Ausführung des Technischen haben ihm bereits in der hiesigen Kunstausstellung den wohlverdienten, ersten Preis zuerkannt. —

Nikolaus Sawicki ist von Lemberg in Galizien gebürtig, und besuchte daselbst das Gymnasium, da sein Vater (Schulaufseher) ihn dem geistlichen Stande widmen wollte. Zufälliger Weise war der junge Sawicki bei einem Geigenmacher in Lemberg in der Kost, und da er gleich in früher Jugend eine große Neigung zu dieser Kunst in sich spürte, arbeitete er Anfangs zum Zeitvertreib und verlegte sich endlich ganz auf dieselbe, ohne daß sein Vater etwas darum wußte. Später ging er nach Wien, wo er bei einigen guten Meistern die Gelegenheit fand, sich auszubilden und sich auch bald auszuzeichnen. Er ist jetzt 39 Jahre alt, und kann daher noch recht viel Schönes, noch recht viel Treffliches liefern. —

H . . .

Miscelle.

William Crotch ist zu Norwich den 5. Juli 1775 geboren.

An einem Abend in der Mitte des Augusts 1777, als eine gewisse Frau Lulman, die öfters ins Haus kam, auf der vom Vater zum Zeitvertreib verfertigten Orgel sehr lange spielte und sang, fing dieses Kind, das auf seiner Mutter Schooß saß, sehr unruhig zu werden an.

Die Mutter suchte vergebens die Ursache davon zu entdecken.

Als es an der Orgel vorbei gebracht werden sollte,

streckte es mit solcher Hitze die Arme nach der Orgel aus, daß es die Mutter davor niedersetzen mußte, wo es denn die Claves mit Entzücken berührte.

Allein welch Erstaunen für den Vater Michael Crotch, als dieses Kind den andern Tag mit Ordnung und Zusammenhang spielte, besonders aber ganze Zeilen aus zwei gehörten Liedern anbrachte.

Nun war William zwei Jahre und drei Wochen alt, und Alles, was spielte, lief ihm zu.

Nun fing er auch an, immer etwas von seinen Compositionen anzubringen, die sehr harmonisch waren.

So spielte er auch in vielen öffentlichen Assembleen zu Norwich, bis er im November von seiner Mutter nach Cambridge gebracht wurde, wo er zur Verwunderung auf allen Orgeln spielte, so wie überhaupt sein Geschmack mehr für den Kirchenstyl ist.

Im December wurde er nach London gebracht, wo er den 7. Febr. 1779 sich vor dem königlichen Hof hören ließ.

Er erhielt allen Beifall, und ließ sich den 25. noch einmal in der Hofcapelle zu St. James vor dem König und der Königin hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen 1 und 3 Uhr öffentlich in Piccadilly.

Uebrigens war er außer dem Spiel ganz Kind.

Rhapsodie über das Verhältniß des Tonsetzers zum Operndichter.

Entwickelt in einem Briefe des Operncomponisten Raptus an seinen Dichter Dr. Gallimathias.

(Vorgelesen im Frankfurter Museum von Gollmick.)

Edler Freund!

Ihre neueste Exposition, die ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und wieder gelesen habe, kann ich leider eben so wenig, wie alle vorhergegangenen brauchen. Ihre Dichtungen tragen noch alle Reifröcke und Allongeperücken. Unsere Gluck's und Mozart's würden ihr Publikum allenfalls durch einen componirten Küchenzettel in Begeisterung versetzt haben. Wir aber, die wir weder Gluck's noch Mozart's sind, und gewitzigt durch die Erfahrung der zehn letzten Lustra, wir sehen nun einmal ein Operngedicht mit ganz andern Augen an. Wir wollen, daß der Text der schwimmende Pudel sey, der das sinkende Kind über Wasser halten soll. Ich weiß, Verehrter, Sie lieben den Ruhm, und legen es darauf an, sich als Lockvogel des lieben Pubikums gedruckt an allen Straßenecken zu lesen. Sie möchten gar zu gern unsterblich

werden. — Ach, auch ich kenne dieß herrschende Fieber, das mich prickelt und stachelt in einsamen Nächten, wenn mich die Ahnungen des Höhern nicht schlafen lassen, und ich keine musikalischen Gedanken finden kann, sie auszudrücken.

Sie müssen einen andern Weg einschlagen, und da Sie nun einmal darauf versessen sind, eine Oper für mich zu dichten, d. h. über meine Schultern den Helikon zu erklimmen, so will ich Ihnen wenigstens die Ingredienzien zu dieser Opernunsterblichkeit geben.

Zuvor aber einige gute Lehren im Allgemeinen: Ein Operndichter unserer Tage muß hauptsächlich dahin trachten, neu zn seyn. Darunter verstehe ich nun eigentlich Nichts weiter, als alte Puppen neu aufzuputzen, wie es z. B. ökonomische Hausmütter am Weihnachtsabend machen. Wie es nun der Operndichter anfangen soll, ältere schon mit Glück producirte Situationen so wirksam anzubringen, daß sie an nichts schon Dagewesenes erinnern, folglich als complet neu erscheinen, das ist seine Sache.

Besuchen Sie nur fleißig unsere neuern und neuesten Opern, und die Muster, nach denen Sie sich bilden können, wird Ihr Scharfblick schon herauszufinden wissen.

Beständiger Wechsel der Ereignisse, welche, romantisch-verwickelt und verwirrt gelöst, die sogenannte Handlung bilden, soll zunächst sein wichtigstes Augenmerk seyn. Schatten muß mit Licht im Kampfe liegen, Schroffes mit Zartem, Laster mit Tugend. Wie effectvoll läßt z. B. Scribe in seiner „Stummen von Portici“ das Getöse der Verschwörung durch ein Gebet unterbrechen, damit nur der Teufel nachher mit desto ärgerm Eclat wieder losbrechen könne. Nicht minder halte der Dichter

die Abwechselung imposanter Costüme und Decorationen im Auge. Ihr Vorgänger Schiller sagt ja: Der goldne Reif erhebe den Edelstein; je alterthümlicher dabei, desto anziehender für unser Jahrhundert. Ritterliche Gesinnungen im Frack liegen außer dem Bereiche unserer Fassungskraft. Dieselben Personen, länger als 20 Minuten auf der Bühne, machen Langeweile. Auch vermeide er die unmittelbare Folge derselben Gattung von Tonstücken, besonders die der Arien. Er nehme ältere Opern darin nicht als Norm an. Er sorge besonders für dankbare Abgänge. Er floskele nicht unnöthig hin und her, sondern gebe mit jedem Wort einen gleich tüchtigen Begriff. Ist der Dichter in Allem kurz, so darf der Componist desto länger seyn. Wir hören für unser Leben gern zehnmal denselben Gedanken musikalisch wiederholen. Er trage seine Leidenschaften grell auf. Er gehe überall zum Aeußersten, damit auch wir zu den äußersten Mitteln greifen können. Sollte es ihm an attischem Salz gebrechen, so nehme er spanischen Pfeffer. Man verlangt schroffes Abspringen fremder Tonarten und bizarrer Abweichungen. Es sey ihm nichts so heilig oder so verworfen, das nicht mit genialer Leichtigkeit aus seiner Feder flösse. Er mache die Mittel zum Zweck. Besonders suche er jene krampfhafte Spannung zu erhalten, wodurch das Interesse an dem Stück, auch wenn es Nichts taugt, gesteigert wird. Vor dem Sinken der Gardine darf Niemand wissen, was der Autor eigentlich gewollt habe. Oft ist es ein Glück für ihn, wenn man es auch nachher nicht erfährt. Er vergesse nicht, daß eine Oper nur lang zu seyn braucht, wenn sie nicht groß seyn kann. Die Dauer von 17 Viertelstunden ist so das rechte Maaß. Kurz, eine Oper, die jetzt gefallen soll,

muß ein mixtum compositum von Unsinn, Gefühl und Laune seyn. Ja, ich sage Ihnen, wenn es einem Dichter gelänge, alle Begebenheiten von Noah's Sündfluth bis auf unsere dramatische in den Zeitraum eines Operngedichtes zusammenzudrängen, so wäre die Axe gegeben, um welche sich alle Componisten freiwillig drehen würden. Die heterogensten Dinge: Triumph- und Trauerzüge, Skolien und Threnodieen, schmachtende Cantilenen und barsche Räuberchöre, arkadische Tänze und Stiergefechte, Meeressäuseln, worauf sich Barcarollen wiegen, Furien, gepeitscht von Bravourarien, Schlachtgesänge und Wiegenlieder, — Alles planlos durch einander geschüttelt in dem Zaubertiegel Phantasie — und die neue Welt steht blendend da vor dem entzückten Auge des Publikums! Und nun zur Grundidee unsers eigenen Textes, wozu die Musik bereits in meinem Hirne spukt.

Vor allen Dingen brauche ich das in jeder Oper etwas mehr oder weniger übliche Personal, z. B. einen im Ganzen zärtlichen, darauf sehr aufgebrachten, am Ende aber doch versöhnlichen Vater. Eine unschuldig mißhandelte, in Thränen schwimmende, zuletzt hochbeglückte Tochter als Prima-Donna. Eine Vertraute, Schwester, Nebenbuhlerin oder dergl. als Altera Prima-Donna. Die Mütter sind jetzt außer Mode. Einen süß-kecken, immer zum Fechten bereiten, höchst liebenswürdigen Primo-Amoroso. Dann ein böses, schürendes Princip, der Abbadonna des Stücks, welcher unter Gewissensqualen mehrere Akte lang triumphirt, und dann zur Hölle, oder wenigstens in die Hände der Gerechtigkeit fährt. Auch bedarf ich einer naiven, sentimentalen Braut als Soubrette, welche in antidiluvianischen Bal-

laden des Tages Begebenheiten vorbereitet. Der Bräutigam kann auch hier ein lustiger Gimpel seyn.

Dann brauche ich eine mystisch-mysteriöse Person, die verhüllt im Finstern umherschleicht, und eigentlich das Schicksal spielt. Irgend ein imperator loci, der am Schlusse die Bequemlichkeit mit Tugend belohnt. Hier wird nur wenig oder gar kein Organ verlangt. Und so hätte ich meine Stimmenvermischung so ziemlich beisammen.

Was Anzahl und Gattung der Tonstücke betrifft, so müssen Sie nothwendig jeder Hauptperson eine große Arie dichten. Diese Sitte ist nun einmal durch den Gebrauch geheiligt, der unser Aller Tyrann ist. Dann muß ich ferner haben: 2 Cavatinen, 1 Barcarolle, ein Vierteldutzend Arietten, Gelegenheit zu einem Harfensolo und einer strengen Fuge, mehrere Recitative, 1 Canon, 5 Duette, 2 Romanzen zur Zither, 1 Trinklied, worin die Handlung balancirt, 1 Polonaise, worin sie wieder fortschreitet, einige sublime Ensemblestücke und ein Halbdutzend brillanter Finale's. Großartige Introductionen, sowie auch sichtbare und unsichtbare Chöre, doppelte über- und unterirdische Orchester gehören zu den stillschweigenden Bedingungen. Was Sie an Ballets, Märschen, Gewittern, Bataillen, Chorälen und Gassenhauern auftreiben können, überlasse ich ebenfalls ihrer eigenen Erfindungsgabe.

Dabei bitte ich, von Ihrem länglichen Versmaaß abzuweichen, damit ich volksthümliche Cabaletten anbringen kann, nach deren unvergeßlichen Melodieen die buntgeschmückte Wiese von Bändern und Blumen auf den Hüten unserer Damen sich metrisch-tändelnd wiegen könne. Ein solches zartes, köstliche Blumengewoge schien

mir von jeher das Signal der beneidenswerthesten Unsterblichkeit. Je kürzer überhaupt die Versfüße, desto faßlichere Weisen gestatten sie für Custoden und Liebhaber; und ach! Sie glauben nicht, Werthester, wie wohl es thut und erhebt, wenn wir uns wiederkäuen und profaniren hören auf verstimmten Drehorgeln, unter dem dissonirenden Geplärr einer heiseren Meßstimme, oder wenn wir im Vorübergehen unsern Obolum in die Hand eines blinden Geigers spenden, der uns so eben absingt und den göttlichen Geber nicht ahnt; oder wenn wir unsere anmuthigsten Weisen in Walzer und Galoppaden verzerrt wiederfinden, und vor Entzücken selbst fast mittanzen möchten im beseligenden Rausche echter Volksthümlichkeit. — Von obengenannten nothwendigen Uebeln nun scheint mir die Beobachtung von Zeit- und Orteinheit das Unentbehrlichste. Ein resignirter Dichter jedoch muß sich auch in Alles zu finden wissen.

Nun, Freundchen, geht's an verblüffende Scenerieen, wobei ich Ihnen nicht minder beistehen werde, wie es einem treuen Führer in der Wüste ziemt.

Mein zweiter Akt z. B. muß durchaus mit einer Seeschlacht enden, wobei auftauchende Alligatoren und in die Luft gesprengte Pulverfässer sich sehr effektvoll ausnehmen müssen. Im vierten Akt bringen Sie mir ja einen Nachtigallenhain an. Ich habe dazu schon ein Tonstück von 72 Flöten componirt, und der Primo uomo sitzt in einer Laube und speist Ameiseneier.

Der fünfte Akt schließe ja an einem Badeorte; des Amorosen Herz sey dreigetheilt, in Liebe, Pharao und Roulette. Nach einem fürchterlich moralischen Kampf mit sich selbst, entschließt er sich endlich fürs Letzte. Er setzt die Geliebte aufs Spiel und singt auf einer gefäl-

ligen Cadenz das verhängnißvolle: „Va banque!" — Nun tritt der Moment mysteriöser Spannung ein, der in einem Paukenwirbel alle Herzen krampfhaft zusammenschnürt. Todesstille herrscht in einer Generalpause. Endlich ruft der Groupier: „Rien ne va plus!" und der Vorhang fällt. Die Entwickelung veranlassen Sie in einigen Unterabtheilungen.

Der sechste Akt führt dem Publikum eine Hinrichtung vor. Am allerliebsten wäre es mir, wenn unser Tyrann vor den Augen der Zuschauer rhythmisch geviertheilt würde. Das ist neu, ganz neu. Einen vierstimmigen Canon von Henkersknechten habe ich dazu schon in petto. Sobald ein Glied glücklich abgelöst ist, fällt eine neue Stimme ein. Aber so unmittelbar, daß kaum mein neu erfundener Akkord, der alles Gräßliche in sich vereint, was je dramatische Verzweiflung geliefert, daß dieser neue Akkord kaum Zeit hat, sich aufzulösen, so muß auch schon die Bühne in ein Wonnemeer verwandelt seyn, worin das ganze Personal schwimmt. Die Neuvermählten fahren auf einem Delphin davon, und unter einem Regen von Rosenöl rollt die Gardine herunter. Sturm, Hagel und Wetter liefert die Gallerie. Meine Musik soll hier so ätherisch mild werden, daß jeder Ton sich in ein blendendes Nichts aufzulösen scheint, und von der ganzen Oper nur ein heiliger blauer Dunst übrig bleibt. Das Publikum aber muß in einen solchen Zustand versetzt seyn, daß alle seine Pulse in ein einziges großes Herz zusammenschlagen, und es im Wirrwarr großartiger Gefühle und Zweifel sein Urtheil erst am andern Morgen aus authentischen Kritiken zu schöpfen wagt.

Bereiten Sie diese Argumente in Ihrem Texte vor, und machen Sie sich Goethe's Wahlspruch dabei eigen:

„Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

Obgleich Ihnen, verehrter Doctor, die geschickte Mischung und Vertheilung aller dieser Stoffe wie billig überlassen bleibt, so möchte ich Ihnen dennoch den Vorschlag thun, daß meine Oper mit einem Treibjagen begönne. Die Jagd nach Effekt wird somit gleich a priori entschuldigt. Eine herrliche Tonmalerei gäbe dabei das Halloh der Jäger und Treiber, diverses Hundegebell, Hörnerschall, Roßgewiehern, Peitschenknall und das Aechzen der schuldlos erwürgten Thiere. Auch muß die Aufmerksamkeit auf etwas Totales gerichtet werden. Zur Erholung des Trommelfells, wie zur Beruhigung der Gemüther, kann gleich darauf eine Kirchenmusik intonirt werden, und des Contrastes wegen dürfte darauf ein kleiner Meuchelmord nicht schaden.

Aber von nun an sind Sie, mein Werther, auch ganz Ihr eigener Herr, und haben Sie sich durch alle diese Labyrinthe muthig hindurchgewunden, so gewinnt jetzt erst Ihr Schöpfungsvermögen den eigentlichen Spielraum. Sie dürfen mit Vaterflüchen, Feuerwerken, Ohnmachten, Tänzen, Dolchstößen, Hochzeiten, Verschwörungen im Zwielicht und Mystifikationen im Dunkeln nach Belieben schalten und walten. — Der Componist darf seinem Dichter nie Fesseln anlegen; Beide sollen aber nicht vergessen, daß Convenienz und Zeitgeschmack ihre gebietenden Herren sind, gegen die man Nichts einwenden darf.

Sind Sie mit der Zusammenstellung dieser Motive glücklich zu Stande gekommen, dann machen Sie sich an Handlung, oder besser noch — unser Publikum mag selbst dem Texte eine beliebige Handlung unterlegen.

Und nun reiten Sie frisch, wie Vater Wieland, ins alte romantische Land, und auch um Ihren entfesselten Busen, mein holder Dr. Gallimathias, schlinge sich das Band des holden Wahnsinns.

Anekdoten.

Der englische Tonkünstler Kelly fand, daß man sein Talent nicht genug belohne; er beschloß also, einen Weinhandel damit zu verbinden. Er fragte deßhalb Sheridan um Rath. Ich habe nichts dagegen, sagte dieser, ich schlage Ihnen aber vor, auf Ihr Schild zu setzen: Kelly, Musikhändler und Wein-Componist."

Lully kam von ohngefähr in eine Kirche, wo während dem Gottesdienst eine seiner Operarien, welche man mit einem geistlichen Texte parodirt hatte, gesungen ward. Der fromme Florentiner kreuzte und segnete sich, kniete nieder und rief voller Andacht aus: Verzeihe mir, mein Gott, ich habe dieses Stück niemals für dich gemacht!

Friedrich Niedt.

Friedrich Niedt, um 1700 Notar in Jena, 1717 in Kopenhagen gestorben, wo seine Compositionen großen Beifall fanden, gehörte auch zu den besseren musikalischen Schriftstellern seiner Zeit. Einen Begriff von der Bildungsstufe Deutschlands zu jener Epoche gibt seine „Musikalische Handleitung ꝛc.“ worin es unter andern heißt: „Damit nun aber dieses Wunderthier, der Contra-Punkt, den musikalischen Klüglingen nicht ferner das Gehirn verrücke, so will ich hiemit denen Ignoranten den Contra-Puncts-Grütz gekocht, gebraten, gesotten, geblasen und gekauet ins Maul streichen. — Die gedoppelte, verkehrte, gesalzene, gespitzte, gebratene, und mit Hasenfett begossene Contra-Puncten sind, wenn man die Stimmen verkehrt u. s. w.“ Scripsit 1716. In Frankreich war Corneille längst begraben.

Schreiben des alten Abraham Blechschmidt, an die Redaction der musikalischen Zeitung von seinem Sterbebette gesandt.

So habe ich denn all mein Irdisches besorgt, bis auf die Angelegenheit, in welcher ich mich hier an Ew. Wohlgeb. wende. Meiner seligen Frauen Stiefschwester-Tochterkind, die gute Marie, bleibt aus der Armen-schule zu Hause, um mich nicht allein zu lassen, und schreibt auf, was ich ihr vorsage. Und das ist eben an Sie gerichtet. Hernach bin ich fertig und bitte bloß noch den lieben Gott, daß er kommt. Sie aber bitte ich, daß Sie hernach etwas aus meinem Schreiben neh-men und es in die musikalische Zeitung rücken, die ich nun seit sechzehn Jahren alle Wochen bei den Herren vom Orchester herumgetragen habe, und damit wohl das Meine auch für Sie gethan. Sein Plätzchen in der Zei-tung verdient aber der alte Blechschmidt, dächt' ich, wohl: hat er doch seit bald dreiundvierzig Jahren bloß in der lieben Musik gearbeitet!

Ja, damals war ich ein tüchtiger, flinker Bursche! Vier und ein Vierteljahr war ich auf der Wanderschaft

gewesen und hatte fast ganz Thüringen gesehen. Da war mir's, als müßt' ich wieder heim, und als wär' es da doch am allerschönsten, ob ich gleich Niemanden dort hatte; denn Vater und Mutter und Alle waren lange todt. So wanderte ich denn zurück, und je weiter ich kam, je mehr lachte mir das Herz im Leibe, und ich hatte nicht Ruhe, nicht Rast. Wie ich aber vollends die Thurmspitzen blinkern sah, da mußt' ich laut jauchzen; daß mich auch ein Herr aus der Stadt, der spazieren ging, anredete: Was fehlt Ihm denn? Nichts, sagt' ich, lieber Herr: ich komme nur heim! Da lacht' er mich aus und ging weiter. Er verstand's eben nicht.

Nun waren meine Gedanken so! Zum Meister mocht' ich nicht wieder: ich wollte mein eigner Herr werden. Ein Thälerchen Geld hatt' ich mir erspart, mein blauer Oberrock war noch nicht gewendet, und ein Paar Stiefeln hatt' ich mir erst gemacht: da braucht' ich denn nur einen Bissen Brod, und den wollt' ich mit Flicken verdienen, bis ich's dahin gebracht hätte, mich zum Meisterstück angeben zu können.

Ja, der Mensch denkt: Gott lenkt! Es ging mir eine Weile nur gar zu gut. Ich kriegte Kunden genug aus der Nachbarschaft und lebte seelenvergnügt. Des Sonntags trank ich schon meinen Krug Bier und trug, wenn ich zur Kirche ging, ein braun und gelb gewürfeltes Halstuch von Seide, auch schwarze Manchesterhosen. Aber eben darum wär' ich wohl übermächtig geworden, und hätte, wie es dort heißt, gefragt: wer ist der Herr? Da dachte der liebe Gott: Nein, links um, Abraham! du mußt den Stab Wehe kosten! —

Schief über wohnten zwei Herren Studenten: die ließen auch bei mir arbeiten. Es trugen aber die jun-

gen Herrn damals große Kurierstiefeln von gebranntem Rindsleder, und mußte unser Einer mächtig zustechen, wenn er sie zu repariren hatte und die Sache sich doch auch hübsch ausnehmen sollte. Nun hatte Herr Flautsch, so hieß der Eine, seinem linken Stiefel einmal mit dem großen Spornenrade einen bösen Schlitz beigebracht. Wie ich nun die Pfrieme derb ansetze, fährt mir sie ab, und, weil ich eben mit der Rechten halte und mit der Linken zustoße, in meine rechte Hand, und wahrhaftig durch und durch. Mit aller Macht konnt' ich sie kaum wieder herausziehen, und nun schoß das rothe Blut stromweise nach, und zusehends schwoll die Hand auf, fast wie ein Groschenbrod. Ich lief zum alten Compagnie-Feldscheer, Herrn Mehlhorn. Der schlug die Hände über'm Kopfe zusammen, nahm mich aber doch in die Kur, und um ein Billiges. Ja, was half das Alles? Aus den gräulichen Schmerzen, wenn er dran 'rum schnitt oder mit Höllenstein beizte, will ich gar nichts machen: aber drei Vierteljahre in der Kur, ohne arbeiten zu können — das that noch ganz anders wehe! Da ging ein Stückchen nach dem andern zum Trödeljuden; ich aber lernte wieder unterducken und beten, gar manche liebe Nacht hindurch. So wie ich das erst wieder recht konnte, da wurd' es auch mit meiner Hand besser, wenn gleich Herr Mehlhorn die Geduld verloren hatte und mir nichts mehr gab. Aber freilich war und blieb sie lahm an allen fünf Fingern, so daß ich keine Gabel damit führen konnte, wie viel weniger eine Pfrieme. Was nun thun, wenn nicht stehlen und mit Ehren durch die Welt kommen? Ich wußt' es nicht, und wäre bald vergangen in meinem Herzeleid.

So kam der letzte August heran — mein großer

Tag, an dem ich nun gewiß hoffe (er ist übermorgen), der liebe Gott soll mich auch mein letztes Großes vollführen lassen. — Es war ein Sonntag; gerade, wie dießmal auch. Ich nahm früh meinen letzten Bissen Brod zu mir, und da ich eben heute gar zu traurig war, auch wohl voraussah, daß der Magen um Mittag laut bellen würde, so wollte ich mich zerstreuen, und ging ins Freie.

Wie ich ans zweite Dorf komme, läuten sie eben in die Kirche. Ich gehe denn mit hinein, und bleibe mit meinen Sorgen ganz hinten in der Ecke stehen. Aber wie wurde mir erst, als sie nach dem: „Allein“ — das schöne Lied: „Ich singe dir mit Herz und Mund“ — anstimmten, und ich daraus abnahm, ich feiere da hungernd das Erntefest mit. Ich hatte das nicht gewußt, wie es denn uns Großstädtern mit dem Erntefest geht. Das Herz wollte mir zerspringen; und da nun die Kirchkinder noch heller sangen, als sie an den Vers kamen:

> Du nährest uns von Jahr zu Jahr,
> Bleibst immer fromm und treu . . . .

da konnt' ich nicht mit, und der böse Feind blies mir einen schrecklichen Gedanken ein, gegen den ich mich aber mit allen Kräften stemmte. — Wie ich nun noch so mit mir kämpfe, da tritt der Herr Pfarrer auf — ein bejahrter, wohlansehnlicher Herr: Gott gebe ihm noch heute einen guten Tag im Himmel, wo er nun schon lange ist. Der legte das von „den jungen Raben, die Ihn anrufen,“ so herrlich aus, daß ich mich recht satt weinen konnte, aber ganz gestärkt ward.

Die Gemeinde ging denn endlich fort, und nun auch der Herr Pfarrer, nahe bei mir vorbei. Ich bückte

mich tief, wie sichs gehört; auch hatte ich den frommen Herrn recht lieb gewonnen. Da blieb er stehen, sah mich scharf an, und sagte dann freundlich: Wer bist du, mein Sohn? — Ich sagt's ihm denn; und wie er weiter fragte, erzählt' ich ihm Alles. Als ich zu Ende war, sah er mich wieder scharf an, und sagte: Gieb mir deine Hand, daß du die Wahrheit gesagt hast! Da reicht' ich sie ihm, und nun glaubte er mir, und hieß mich mit ihm gehen.

Wir kamen ins Haus, und er ließ mir ein Tischchen bereiten in der Unterstube, und hieß mich getrost seyn und mich laben. Jetzt, sagte er, kann ich nicht weiter mit dir sprechen: mich erwarten oben meine Gäste aus der Stadt und Nachbarschaft. Sind diese aber vergnügt bei Tisch, so bewege ich sie leicht zu einer Sammlung für dich; und dann sollst du gerufen werden, und wir wollen weiter sehn. — Da war ich denn erst ganz außer mir vor Freuden: hernach aber, als ich mich gestärkt hatte, und die Gäste eben so laut lachen hörte, da wollt es mir nicht mehr ein, daß ich mit meinem Kummer vor sie treten sollte. Auch schien mir's, wie Betteln: betteln aber konnt' ich und wollt' ich nicht. Ich schrieb also meinen Dank auf den Tisch, versprach wieder zu kommen, wenn Gott mir nicht eine andere Thür aufthät, und wanderte so nach der Stadt, getrost und voll Zuversicht, der heute so wunderbarlich geholfen, werde es schon auch weiter, ohne daß ich Andern zur Last fiele.

Und so ward's auch, fast auf der Stelle! Als ich nämlich ins Thor kam — es war etwa fünf Uhr Nachmittags — da sah ich einen alten Mann, der, ganz krumm zusammengebückt, eine große Baßgeige auf dem Rücken trug. Indem er ein wenig verschnaufte, sagt'

ich — vergnügt, wie man nun ist, wenn man gute Gedanken und gutes Essen gehabt hat — Vater, sagt' ich, der alte Brummbär reitet euch zu scharf in die Hitze; laßt mich ihm unterkriechen! ich bin ihm mehr gewachsen. — Ernst oder Spaß? rief er, und schaute an mich herauf. Da sehet's selbst! sagt' ich, und lud das Ding mit dem Riemen mir auf die Schulter. Wohin soll's? fragt' ich nun. „In's Theater!" — „Das weiß ich nicht." — „Ich gehe mit!" —

So gingen wir denn, und dann noch zweimal zurück in den Concertsaal und wieder ins Theater mit Geigen-Schachteln. Mir machte das Glück zu arbeiten, das ich so lange entbehrt hatte, und das freundliche Reden des Alten viel Vergnügen; ja, ich hatte sogar meine Lust an mir selbst, als ich so tragend mitten innen stand zwischen bammelnden Kasten. (Ich verstand's nämlich damals noch nicht, und eine Geigen-Schachtel war mir nicht viel mehr, als eine andere.)

Hört, begann hernach mein Alter; eine Lieb' ist der andern werth! Kommt mit zu mir: ihr sollt einmal trinken. Eure Art hat ohnehin mancherlei Gedanken in mir aufgeweckt, über die ich vielleicht weiter reden werde. — Da gingen wir denn. Aber was für Augen macht' ich, als wir in die große, schöne Stube traten! Saftgrüne Wände, hinaufgebundene Vorhänge, schönes, blankes Zinn auf dem Gesimse, Polsterstühle, eine braune Nußbaum-Commode auf schwarzen Kugeln, und eine alte Mutter in schneeweißem Häubchen mit einer Spitze: das Alles fiel mir auf einmal in's Gesicht. Die Mutter hatte in der Bibel gelesen, nahm aber die Brille ab, als wir eintraten, und ging dem Manne freundlich entgegen. Dieser hieß mich setzen, stellte einen blanken

Krug vor mich hin, und nahm nun seine Frau mit in die Kammer, wo sie eine feine Weile zusammen sprachen. Als sie zurückkamen, sahe die gute Frau mich immer mehr an, und immer freundlicher. Ich mußte meinen Lebenswandel erzählen; hernach nahm der Alte das Wort, wie er seit langen Jahren der Mann sey, ohne den hiesigen Orts nichts Rechtes von Musik passire, in der Kirche, im Concert und in der Oper. Von allen dreien, sagte er, habe ich meinen ordentlichen Jahrgehalt, so gut wie der Herr Kapellmeister; und zu Weihnachten gibt mir obendrein jeder der Herren vom Orchester ein Christgeschenk — die fremden Virtuosen noch unerwähnt. Da läßt sich's freilich warm sitzen und des Lebens froh werden. Nur leider werden mir nachgerade der Geschäfte zu viele, besonders seit einigen Jahren, wo, sagte er, alle Augenblicke der böse Feind einen Virtuosen herführt.

So kamen wir denn immer tiefer in den Text, bis der gute Mann endlich mit der Frage herausrückte, ob ich mich ihm substituiren wolle — unter gewissen Bedingungen nämlich. Wer war glücklicher, als ich! und die alte Mutter, die hier das Wort nahm, um die Bedingungen festzusetzen, hätte ganz anders knickern können, ich hätt's doch mit Dank und Freude angenommen. So aber verlangte sie weiter nichts, als daß ich die Arbeit verrichten und sie die Einnahme behalten sollte, bis auf die Weihnachtspräsente und die fremden Virtuosen, die mir ganz zufielen: übrigens aber, und das war die Hauptsache, sollte ich alle Mittage mit ihnen essen. Wir gaben einander die Hände darauf und die Sache war richtig. Wie vergnügt ich aber am Abend nach Hause ging und meinem Gott dankte: das kann keine Zunge

ausreden. — Den andern Tag führte mich mein Gönner und Wohlthäter zu allen den Herren, mit denen ich ins Künftige zu thun haben sollte: und wahrhaftig, sie waren alle mit mir armen Schlucker zufrieden, wenn ich ihnen nur ihre Instrumente recht in Acht nähme und ohne Entschädigung nebenbei ihr Schuhwerk rein hielte.

Und so blieb's denn bis ins dreiundvierzigste Jahr, wo auch ich mir, nun vor zwei Monaten, in dem ehrlichen Jochem Schustpphaase einen Substituten gesetzt habe, und am Ziel meiner irdischen Wallfahrt stehe. Aus dieser ganzen Reihe von Jahren weiß ich nur dreierlei von wahrer Wichtigkeit zu berichten.

Nach sieben Jahren starb nämlich meine Principalin, und drei Wochen hernach mein guter Principal auch. Eine alte Muhme von ihnen erbte Alles, wie es stand und lag. Die Muhme hatte eine Tochter; und die kam mir gar zu gut und gar zu hübsch vor, als sie eintrat im schwarzen Kreppmützchen, und um den lieben Herrn Vetter kläglich that. Ich sann nun hin und sann her. Endlich dachte ich: der heilige Ehestand ist doch nun einmal im Paradiese eingesetzt; warum solltest du denn jetzt nicht daran denken? du hast ja dazu! — Nach den vier Wochen — es ist mir noch, als wenn's heute geschähe! da wollte Lieschen gerade einen schweren, zinnernen Suppennapf vom Gesimse nehmen, um ihn, wie Alles, zur Mutter zu schaffen: da faßte ich mir ein Herz und sagte: Das Ding wird ihr zu schwer werden, Jungfer! Besser wär's wohl, sie ließ das alles in der schönen Ordnung, wie's jetzund ist! — Wie denn so? sagte sie, und sahe gar lieb und freundlich zu mir herunter. Sie stand nämlich auf dem Schemel, um das Zinn erreichen zu können. Ich meine nur, versetzte ich,

weil ich doch nun das Amt habe, so nehme ich auch hier das große Logis, und habe schon mit dem Wirthe geredet. Und da wäre es denn gar zu hübsch, wenn Alles hier bliebe, und Jungfer Lieschen dazu! — Und wie ich das so heraus hatte, da wurde sie blutroth im Gesicht und sahe aufs Busentuch: mir aber ging's durchs ganze Leben, und ich hob sie herunter vom Schemel; und wie wir nun so nahe an einander standen, ganz mäuschenstill: da schlug sie endlich ihre Augen auf, nach den meinen; die standen mir nun freilich voll Wasser; und da sagte sie: Ja, wenn Er mit der Mutter reden wollte! — Das war ein Wort! Ich gab ihr den ersten Kuß, und lief nun, als wenn mir der Kopf brennte, zur Mutter. Die — nun, die sagte, Ja; nur müßten wir erst die Trauer abwarten, daß wir nicht in der Leute Mäuler kämen. — Das waren wir denn zufrieden, und da eben der Sommer anging, warteten wir noch bis zu dem Tage, wo sich mein Glück nach der Erntepredigt angefangen hatte, und ließen uns in der nämlichen Stunde trauen, und von dem nämlichen Herrn Pastor, der mir damals Leib und Seele so herrlich gestärkt hatte. —

Das Zweite, was ich zu erzählen habe, trug sich fünf Jahre später zu. Es war nämlich unser hochseliger Landesherr gestorben, und der neue ließ sich huldigen. Das war nun wohl für Jedermann ein schöner und glorreicher Tag: aber für mich auch ein gar saurer. Denn von früh bis spät in die Nacht gab's Musik von allen Thürmen, und in allen Kirchen, und in allen Sälen; wo ich denn gräulich zu schleppen hatte, und kaum herum kommen konnte. Ich hätte es aber doch durchgesetzt, und ohne Schaden, wären nicht wieder die

Herren Studenten dreingekommen. Die brachten aber dem neuen Landesvater in der späten Nacht noch ein Vivat mit Fackeln und Musik, und ich hatte die Ehre, dabei, in ordentlicher Uniform, die sie mir borgten, und im Zuge, als wenn ich dazu gehörte, die großen Kesselpauken auf dem Rücken zu tragen. Das war nun wohl Alles recht schön: aber als wir auszogen, war ich schon wie gekocht, und nun die schweren Pauken, und die dünne Uniform, die mir so eng war, daß ich sie nicht zuknöpfen konnte, wie arg auch der Nachtwind schnitt: — da mocht' ich mich wohl tüchtig erkältet haben, und wurde sehr krank.

Nun, was in dieser Krankheit mein Lieschen bei Tag und bei Nacht an mir gethan hat, davon ließen sich Bücher schreiben: aber eben darum jammerte es mich um so mehr, daß ich sie wahrscheinlich bald allein lassen müßte auf der weiten Welt. Und wie ich nun in einer schlaflosen Nacht mich darüber recht brünstiglich zum lieben Gott wendete: so fiel mir die Geschichte vom frommen König David ein, wie der auch in tiefer Noth saß, und dem Herrn ein Gelübde that, wenn er ihn erlösen wollte — worauf sich's bei ihm bald zum Bessern kehrte. Du bist doch auch ein Mensch, dacht' ich; und der liebe Gott sicher noch der alte. Da that ich denn auch ein Gelübde; nämlich, wenn mir geholfen würde, so wollte ich lebenslang an keinem Sonntage mehr Instrumente tragen, außer zur Kirche.

Ach Gott, ich hatte mir freilich nicht überlegt, was Alles da herauskommen könnte! Es besserte sich mit mir, wie mit dem König David, zusehends, so daß ich schon in zwei Wochen wieder ausging. Mein erster Gang war freilich zu den Herren Musikern. Ich theilte ihnen

mein Gelübde mit, und bat sie, an den Sonntagen sich einen jungen Menschen, den Sohn meines Wandnachbars, gefallen zu lassen. Die meisten waren zwar darüber unzufrieden, Einige schalten mich einen Simpel, Andere lachten mich gar aus: doch trug ich Alles gern, um des Gewissens willen, und endlich ließen sie mir's auch allenfalls hingehen. — Aber der junge Mensch war ein Leichtfuß: schon am zweiten Sonntage schmeißt er mit dem Kasten des ersten Herrn Violoncellisten dermaßen auf die Steine nieder, daß, als der Herr aufschließt, er das Instrument fast ganz in Stücken findet. Alle waren schon beisammen und sahen das Unglück: war es denn da ein Wunder, daß sie den Faselhans mit Püffen fortjagten auf ewig, und mich abzudanken drohten, wenn ich nicht, nach wie vor, auch des Sonntags trüge? Ich bat, ich schlug einen andern Substituten vor, und noch einen andern: umsonst! — Was nun anfangen? Ich sann Tag und Nacht: ich aß nicht und schlief nicht; ich fiel sichtlich ab; Lieschen weinte; sie ging sogar heimlich zu unserm Herrn Beichtvater, und fragte, ob ich denn nicht loskommen könnte, ohne mich zu versündigen am lieben Gott? (Wie die guten Weiber nun sind: sie lernen freilich nimmermehr, daß ein Mann Wort halten muß, werde auch daraus, was da will!) Lieschen kam aber ohne Trost vom Herrn Vesperprediger zurück, und nun wußten wir gar nicht Rath.

So blieb es, bis der nächste Sonnabend anbrach. Ich kam mir mehr todt, als lebendig vor. Lieschen ging still zu Markte mit verweinten Augen; ich konnt' ihr nichts sagen. Aber nach einer Stunde kam sie hastig zurück, putzte sich, wie ein Döckchen, eilte davon, und

wies mich zurück, ich mochte fragen, wie ich wollte. Drei volle Stunden war ich wie im Traume, und konnte mir gar nichts denken. Endlich, es war bald zwölf Uhr Mittags, kömmt Lieschen wieder, roth, wie ein Röschen, mit funkelnden Augen, und so vergnügt, wie ich sie kaum jemals gesehen hatte. Männchen, komm! ruft sie, und deckt den Tisch. Da setze dich, iß, trink, sey gutes Muths: deine Sache ist in Ordnung! — Was? schreie ich; und ohne daß mich mein Gewissen beißen kann? — Freilich! sagt sie, und erzählt . . . Ja ja, die Kinder dieser Welt sind klüger, wie die Kinder des Lichts, nach dem Evangelio!

Wir hatten nämlich bei der Oper eine Sängerin, Mamsell Rippe, ein gutes, aber leichtfertiges Weibsstückchen. Die begegnet meiner Frau und fragt sie, was ihr fehle. Lieschen erzählt denn. — Nichts weiter? sagt die. So ein flinkes Weibchen sollte nicht einmal ein Orchester herumkriegen können? Gehe sie nach Hause, Frau Blechschmidt; mache sie sich hübsch; sehe sie freundlich und getrost aus: und so gehe sie von Einem der Herren zum Andern, und bringe sie ihre Worte an. Es schlägt's ihr keiner ab: ich stehe dafür. — Gesagt, gethan! Lieschen ging, brachte ihr Wörtchen an, und keiner schlug's ab, nur unter der kleinen Bedingung, daß kein Fremder, sondern sie selbst an den Sonntagen die Instrumente bei einem jeden abholen sollte. Und das will ich herzlich gern, sagte sie; ist es doch für dich, du guter, frommer Abraham! — Auch hat sie es redlich erfüllet, und ist es dabei für immer verblieben, nur daß die Herren, wie's zum Treffen kam, die großen Instrumente ihr nicht einmal gaben, sondern sie durch

Mosjeh Quanch, den Stiefelwichser, sandten; Lieschen mußte jedoch jederzeit dabei seyn.

Ueber das Dritte will ich wenig Worte machen. Nachdem ich mit meiner Frau nun fünf und dreißig Jahre — wie ich wohl vor Manchem sagen kann, Alles getragen habe, da rief sie der liebe Gott, am 25. Mai dieses Jahres, in sein himmlisches Freudenreich. — Seit diesem Tage gefällt mir nichts mehr auf Erden; ich sehne mich hinauf, und habe mit zufriedner Seele mich täglich schwächer werden sehn. Mein Testament habe ich gemacht: Schreiberin dieses, die gute Marie, kriegt Alles, wenn sie mir die Augen zugedrückt hat; mein Substitut trägt die Instrumente mit Behutsamkeit und zur Zufriedenheit der Herrn; gestern habe ich meine letzte Communion gehalten: und so habe ich nichts mehr zu wünschen, als daß die nun auswärtigen Herren, die ich ehemals zu bedienen die Ehre gehabt, meinen Hinschied erfahren, und daß dieser übermorgen, als den letzten August, statt habe, weil das nun einmal mein Glückstag ist.

(Dieser Wunsch des guten Vetters ist erfüllt worden. Als die Sonne an diesem Tage aufging, mußte ich den Vorhang öffnen, daß er sie noch einmal sähe, hernach seine Hände in einander falten und einen Dankpsalm lesen. Unter diesem verschied er. Marie.)

Empfindungen bei den verschiedenen Gattungen der Musik.

I. Kirchenmusik.

Es kommt mir allemal seltsam vor, wenn Leute, welche die Kunst zu lieben vorgeben, in der Poesie, der Musik oder in irgend einer andern Kunst, sich beständig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche selbst Künstler sind, mehrentheils so eingerichtet, daß sie sich nur in einem Felde ihrer Kunst ganz wie zu Hause fühlen, und nur auf diesem ihrem vaterländischen Boden Kraft und Muth genug haben, selber zu säen und zu pflanzen; so kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunst nicht alle ihre Gärten durchwandern und an allen Quellen sich freuen sollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele geboren! — Aber freilich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur so zu schmähen, — es scheinen viele der heutigen Menschen mit so sparsamen Funken der Liebe begabt zu seyn, daß sie dieselbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, sie sind stolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel vermochten

sie es, den Geist auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; sie machen sich ein desto größeres Verdienst aus der engen Beschränkung auf gewisse Lieblingswerke; und glauben diese desto edler und reiner zu lieben, je mehr andere Werke sie verachten.

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es schöner sey, in der kleinen Winterstube, beim Lichte, in einem herrlichen Kreise von Freunden zu sitzen, — oder schöner, einsam auf hohen Bergen die Sonne über köstliche Fluren scheinen zu sehen: — was sollte man antworten? Wer in seiner Brust ein Herz verwahrt, dem am wohlsten ist, wenn es sich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und schlagen kann, der wird jede schöne Gegenwart mit Entzücken an sich reißen, um sein liebes Herz in diesem Zittern der Seligkeit zu üben. In der herrlichen Kunst, die der Himmel bei meiner Geburt wohlthätig für mich ausgesucht hat (wofür ich ihm, so lange ich lebe, dankbar bin), ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich gerade höre, mir jedesmal die erste und vortrefflichste zu seyn scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß und zugleich der ächte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sey, wenn man über dieses eine alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verschiedensten Arten in der Tonkunst, als z. B. die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der ersten hinneigt und auf

dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten und von ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meinung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urtheilen, ist die geistliche Musik freilich die edelste und höchste, so wie auch in den Künsten der Malerei und Poesie der heilige, Gott geweihte Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drei Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer untereinander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen.

Allein auch diese heilige Muse redet von den Dingen des Himmels nicht beständig auf einerlei Art, sondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht versteht, ein Balsam für das menschliche Herz ist.

Bald geht sie in muntern, fröhlichen Tönen daher, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an seinem Geburtstage eine Rede halten, das sich denn jener wohl gefallen lässet, wenn sie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweisen.

Eine andere erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht (wie die meisten thun) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherlei verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zusammenzusetzen, und nicht dies Gebäude ist ihr höchster Zweck; — sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene

und Göttliche zu malen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, sondern schlagen die Luft mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsere Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher.

Aber es gibt noch einige stille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig scheint, zu Gott in der Melodie irdischer Fröhlichkeit zu reden, denen es rech und verwegen vorkommt, seine ganze Erhabenheit kühn in ihr menschliches Wesen aufzunehmen; — auch ist jene Fröhlichkeit ihnen unverständlich; und zu dieser dreisten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Diese liegen mit stets gefaltenen Händen und gesenktem Blicke betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß sie mit der beständigen Verstellung ihrer Schwäche und Entfernung von ihm, und mit der wehmüthigen Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geist erfüllen und nähren.

Diesen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmusik an, die wie ein ewiges „Miserere mei, Domine!" klingt, und deren langsam gehaltene Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimen in tiefen Thälern dahinschleichen. — Ihre bußfertige Muse ruht lange auf denselben Accorden; sie getraut sich nur langsam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechsel der Accorde, auch der allerfeinste, wälzt in diesem schweren, gewichtigen Fortgange

unser ganzes Gemüth um, und die leise vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erschöpft den letzten Athem unsers gespannten Herzens, manchmal treten bittere, herzzerknirschende Accorde dazwischen, wobei unsere Seele ganz zusammenschrumpft vor Gott; dann aber lösen kristallhelle, durchsichtige Klänge die Bande unsers Herzens wieder auf, und trösten und erheitern unser Inneres, bis die innige Demuth endlich ihre ganz aufgelöste Seele in einem langen, leise verhallenden Seufzer aushaucht.

II. Tanzmusik.

Neulich Abends hatte ich einen köstlichen Genuß. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr nach und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte auf einer grünen Erhöhung lag ein offenstehender Gartensaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollsten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichsten und heitersten Empfindungen besucht. Auf grünen Rasen saßen die Spieler und zogen aus ihren Blasinstrumenten die muntersten, lustigsten Frühlingstöne hervor, so frisch, wie das junge Laub, das sich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und

alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, so oft ich Tanzmusik höre, fällt es mir in den Sinn, daß diese Art der Musik offenbar die bedeutendste und bestimmteste Sprache führt, und daß sie nothwendig die eigentlichste, die älteste und ursprüngliche Musik seyn muß.

Neben mir in den breiten Gängen spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentisch, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herrn in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsamern Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schaar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigene Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich seyn, — hier aber stimmten Alle zur Harmonie des Vergnügens zusammen. Und wenn auch freilich nicht jedem von der Musik und all dem bunten Wesen wirklich im Innern so erfreulich zu Muthe seyn mochte als mir, — so war für mich doch diese ganze lebendige Welt in einen Lichtschimmer der Freude aufgelöst.

Diese angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis sich die Scene veränderte. Die helle Wärme des Tages ergoß sich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Schaaren zogen heim, der Garten ward dunkel, einsam und still, —

Gott hatte die lichte, mit Sonne geschmückte Hälfte seines großen Mantels von der Erde hinweggezogen und mit der andern schwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne gestickt sind, das Gehäuse der Welt umhängt, — und nun schliefen alle seine Geschöpfe in Frieden, Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, Alles hatte nun Waffenstillstand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und so immer fort, bis in die fernsten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende absehen.

Ach! dieser unaufhörliche, eintönige Wechsel der Tausende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menschen und daß das ganze Leben des gesammten Weltkörpers nichts ist, als so ein unaufhörliches, seltsames Brettspiel solcher weißen und schwarzen Felder, wobei am Ende keiner gewinnt, als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wust von Trümmern, worauf unser Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arme hindurchgreifen und sich an der Kunst, der Großen, Verständigen, die über Alles hinweg bis in die Ewigkeit hinaus reicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über den wüsten Abgrund in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! —

Gedanken über die Symphonie.

Die Symphonie ist ein Musikstück, worin der Componist so selbstständig, wie kaum irgendwo, erscheint. Kein Bezug auf eine gegebene Situation, auf etwas Nachfolgendes, auf einen durch Textworte bezeichneten Stoff ist vorhanden, kein einzelnes Instrument glänzen zu lassen, gilt es, (die sogenannte concertirende Symphonie gehört als eine Abart nicht hierher), — zum freien Schaffen ist der Künstler aufgefordert, und zur Gestaltung eines in sich vollendeten abgeschlossenen Kunstwerkes, denn der Zuhörer erwartet Anregung und Befriedigung, und zwar von dem Tondichter allein. — Er ist der Virtuos, das Orchester sein Instrument. Die lebendigste Empfindungskraft bei völlig freier Gewalt über alle Kunstmittel, der feinste Schönheitssinn, ein inneres poetisches Leben des Componisten ist hier nöthig, wenn der Zuhörer sich nicht zu der Klage gedrängt fühlen soll: zu welchem Zwecke wurden erst so bedeutende Mittel aufgeboten? — Hierdurch ist vielleicht hinlänglich dargethan, daß die Symphonie zu den schwierigsten Aufgaben unter den musikalischen Productionen zu rechnen ist, und daß sie wohl einen Probierstein für den Beruf und die Tüchtigkeit eines Tonsetzers abgeben

mag. Freilich wird es nicht von Allen so streng genommen, aber mit Unrecht, denn man sollte in jeder Gattung der Kunst nur immer die edelsten Muster vor Augen behalten. Die Symphonie nenne ich das Epos der Musik. — Das Gefährlichste, was ihrem Componisten begegnen kann, ist, daß er sich von der bestehenden üblichen Form beherrschen, fortreißen läßt; ein höherer Schöpfungsgeist soll ihn leiten, ihm soll er die Form unterordnen, selbst belohnende Effekte opfern, wenn sie der Einheit seiner ihn begeisternden Idee schaden. Aber eben die Idee zu fassen, zu nähren, und aus ihr das Ideal eines Tongedichtes zu bilden und dann wieder die Regeln der Erfahrung bei dessen Ausführung durch die vorhandenen Mittel zweckmäßig zu benutzen, setzt eben bei Weitem mehr, als Fleiß, Fertigkeit, setzt einen wirklichen Künstler voraus. Die vier Abtheilungen, woraus gewöhnlich eine Symphonie besteht, nämlich: Allegro, (zuweilen durch ein Grave eingeleitet) Andante, Adagio oder Largo, Menuett, und Rondo oder Finale, stammen, wie ich oben angedeutet, aus früher Zeit. Von den bedeutendsten Meistern wurde sie meistentheils, wenn auch nicht immer, befolgt. Mozart ließ z. B. die Menuett zuweilen ganz weg, Beethoven erweiterte ihre Form, und setzte sie mit dem Finale in eigenthümliche Verbindung. Mehrentheils ist die Menuett in der Symphonie, bei Beethoven fast immer eigentlich Scherzo, allein ich muß überhaupt bekennen, daß ich diese ganze Art von Form der Symphonie, weder durch irgend eine ästhetische Regel, noch durch einen andern Zweck so sehr bedingt finde, daß ich mich nicht vielmehr über die ängstliche Beobachtung derselben durch die meisten Tonsetzer wundern sollte. Wie das Epos keine bestimmte

Anzahl von Gesängen erfordert, so ist es auch mit der Symphonie der Fall. Wenn die Idee des Ganzen nur kräftig genug durchgeführt wäre, das Publikum ließe sich auch mehr willkürliche Veränderungen in der Wahl und Ordnung der einzelnen Abtheilungen, — vorausgesetzt, daß diese eben jener Idee völlig entsprächen, gefallen. Allein es ist nur zu wahr, daß vielen Künstlern die einmal hergebrachte Form ein treffliches Gängelband für ihre, eigener Selbstständigkeit ermangelnde, Schwäche ist. Ich möchte sonst gerade, wenn ein allgemeiner ästhetischer Standpunkt gelten soll, fünf oder drei Abtheilungen der Symphonieen als symmetrisch empfehlen, wie man ähnliche Regeln für die Anzahl der Akte eines Schauspiels hat. Was die Wahl der Mittel anbelangt, so verdenke ichs Keinem, namentlich angehenden Tonsetzern, wenn er sein Werk mit allen nur üblichen Instrumenten besetzt; freilich möchte dabei bedacht werden, daß man sagen könnte, je größer die Mittel, desto größer muß auch der Zweck seyn. Beethoven hat auch den Gesang als Mittel benutzt, und es wäre sehr einer Untersuchung werth, in wiefern dieser glückliche Gedanke noch anders anzuwenden seyn möchte. Die Steigerung der Mittel, — bis auf gewissen Grad, versteht sich, — schadet meines Erachtens nicht, wenn der Zweck sie erheischt.

Da bin ich denn nun auf dem Fleck, es gerade herauszusagen: daß ich die Art und Weise, wie gegenwärtig die meisten Musiker beim Schaffen einer Symphonie verfahren, nicht billigen kann; sie schreiben nämlich selten ohne einen andern Zweck als entweder Effekte anzubringen, sinnlich zu reizen, höchstens der Form zu genügen; — und dann wundern sie sich auch wohl, daß

die Zuhörer meinen: eine Symphonie sei eigentlich zu lang für ein Concert, wo man zusammenkäme, sich zu amüsiren, man sollte sie eigentlich, wie auch wohl geschicht, in Stücken geben. Das Urtheil ist nicht so unbillig als es scheint, denn wenn die vier Musikstücke, die zusammen genommen Symphonie genannt werden, lediglich nur die Verwandtschaft der Haupttonarten verbindet, scheint es mir immer schon schlimm; — das innere Band, das sie an einander fesselt, soll die poetische Idee seyn, wie in einem großen Gedichte der Fall ist. Daraus wird die wahre Einheit und wahre innere Freude des Künstlers an seinem Werke erwachsen, und Keiner hat das Bedürfniß vielleicht mehr, als Beethoven, empfunden. Seine Symphonieen sind Gedichte, und den ersten Kranz unter allen Konkurrenten wird ihm Niemand absprechen. Ich möchte den Tonsetzern nicht rathen, den Plan zu einer großen Symphonie zu fassen, ohne durch Lesung eines Gedichtes, oder Anschauung eines Gemäldes, oder endlich durch einen selbsterfundenen poetischen Gedanken begeistert zu seyn. Muß denn ein solcher immer nur durch Worte ausgesprochen werden? und sind denn nicht die Töne eine ganz selbstständige Sprache? Das Leben eines Helden, die Reize der Jahreszeiten — (nur hier nicht zu viel Tonmalerei!) und so vieles Andere kann als Symphonie behandelt werden, wenn ein wirklich Fähiger es unternimmt. Ein Anderer lasse aber das Symphonieenschreiben lieber gar seyn, und mache Ouvertüren, Concerte, Variationen rc. wenn er zum Componiren sich gedrungen fühlt. Es muß ja nicht immer das Größte unternommen werden, und gar mancher Mensch ist im Kleinen groß.

Noch einen Blick auf das Historische will ich werfen.

Wie sich Vater Haydn zuerst um die Einführung eines reineren Geschmacks in den Symphonieen verdient gemacht hat, wurde oben angedeutet. Seine gewohnte Anmuth tragen die Andante's, seine Lebensfrische die Rondo's fast sämmtlich. Das Allegro gelingt ihm seltner, da es ihm oft an Feuer gebricht. Manches, was uns veraltet dünkt, müssen wir entschuldigen, erwägend, daß es zu viel verlangen heißt, wenn alle bisherigen Fesseln mit einemmale abgestreift werden sollen. Auf solches Vorbild gestützt, mit allen Eigenschaften eines musikalischen Heroen ausgestattet, drang Mozart auf der ihm geöffneten Bahn vorwärts. Das Feuer das in seiner C-dur-Symphonie lebt, wird noch Millionen erwärmen, und dabei der Kenner staunen, daß mit wenigen Mitteln die technischen Schwierigkeiten fast spielend überwunden werden. Der tiefe Schmerz, der die Symphonie in G moll durchbebt, ist in klassischem Gewande vorgeführt, und dabei der reichste Erfindungsquell aufgeschlossen. Wohl das Höchste hat, wie ich bereits erwähnt, Beethoven erreicht, der in andern Sphären hinter Mozart zurückgeblieben ist. Seine Phantasie hat in den Symphonieen am freiesten schaffen können; und hat in dieser Form sich der Welt so herrlich, wie nirgend kund gethan. Ich brauche nichts Einzelnes anzuführen. Beethovens neun Symphonieen, — die Klavierconcerte hätte ich eigentlich nicht übel Lust, dazu zu rechnen, denn die Concertstimme ordnet sich überall demüthig einem höheren Zweck, als glänzen zu wollen, unter; — sind alle des Meisters würdig; die letzte mit Chor darf hier nicht ausgeschlossen werden, ist auch die unendliche Tiefe der Idee nur schwerer unter mancher bunten aben teuerlichen Zierrath herauszufinden. Nach Beethoven

muß nach meiner Ansicht Spohr genannt werden. Seine drei Symphonieen in Es dur, D moll, C moll sind nicht bloß das Werk des Fleißes; sie sind so reich an Erfindung, so aus einem Gusse hervorgegangen, daß sie zu seinen schönsten Werken gerechnet werden müssen, und für die Gattung als musterhaft gelten können. Nun komme ich zu den Diis minorum gentium. Andreas Romberg schließt sich fast zu sehr an Haydn und Mozart an. Aehnliches versucht André in vielen Symphonieen, die jetzt vergessen sind, wie viele Andre. Bernhard Romberg hat Erwartungen angeregt, die er in seiner dritten (bei Haslinger gedruckten) Symphonie auch nicht im mindesten befriedigt. Ferdinand Ries, fleißig, achtbar, Beethovens Schüler, oft Nachahmer im ganzen Streben, scheint mir für die Symphonie nicht großartig genug; während sein Clavierconcert in Es dur noch lange nach Verdienst gerühmt werden wird. — Nur ungern vermißte man bisher Onslow; indem Dieß geschrieben wird, geht die Anzeige ein, daß auch dieser geistreiche Künstler mit Symphonieen auftreten wird. Seine Quartette berechtigen zu großen Erwartungen. — Nicht minder (aber wer weiß ob nicht zum Glück für seinen Ruhm), vermißt man auch den tüchtigen Hummel in dieser Sphäre; während C. M. v. Weber doch ein Werk (C dur) beisteuert, das bei manchem freundlichen Gedanken freilich etwas zusammengewürfelt aussieht, und bei mancher Nachahmung Voglers dennoch eine für diese Gattung der Composition nicht ausreichende Kraft verräth. — Wenig bekannt geworden sind Fr. Schneiders Arbeiten in dem besprochenen Fache, fast sämmtlich noch Manuscript. — Küffner, Eberl, Neukomm, Kelz, Witt, Wilms treten zu wenig

hervor, um genauer besprochen zu werden, wohl aber Fesca, dessen drei Symphonieen, wenn auch nicht frei von Nachahmung, doch eine gar freundliche und ansprechende Lebensfrische, mitunter auch Originalität der Erfindung athmen. — Die neueste Zeit ist, wie natürlich, da die Aufmunterung gefehlt, ärmer als die vorige an Symphonieen. — Der vielseitig gebildete, geniale Felix Mendelssohn erwarb vielfache Beachtung; die Welt hat noch manche schöne Blüthe von seiner bedeutenden Fähigkeit zu erwarten. Seine Symphonien sind leider, indem ich dieß schreibe, noch Manuscript. Nicht ohne Eigenthümlichkeit, doch mehr auf wohlgefällige Form bedacht ist Kalliwoda in seinen drei hieher gehörigen Werken. Rohr schließt sich (doch nicht gerade mit Glück) an seinen Lehrer Spohr an; bei weitem mehr ist dieß der Fall bei A. Hesse, dessen zweite Symphonie in D dur namentlich nicht allein den kunsterfahrnen, sondern auch den erfindungsreichen Tonsetzer bewährt. — Nicht ohne Beifall sind Müller, Gährich, Taubert u. A. aufgetreten. — Möchten diese Tonsetzer die Erwartungen, welche sie angeregt, zu erfüllen vermögen! —

Der Besuch im Irrenhause zu Rosenhain.

Die Manier, Neues zu erfinden, hat sogar fingirten Wahnsinn zur Intrigne einer Theaterhandlung gemacht. Herr Rhode hat sich an dem Scribe'schen Lustspiel: „La Visite à Bedlam“, versündigt und es zu einem Operntext bearbeitet! Ein eben so unwürdiger als gefährlicher Stoff für ein junges Talent, das zum ersten Male seine dramatischen Schwingen versucht. Der Dichter ist schuldlos an dem geglückten Versuch. Abgesehen von der etwas grosartigen Haltung für den Operettenstyl, die sich namentlich in Ouvertüren und einigen Nummern beurkundet, spricht sich ein kräftiger Geist, ein reges und gefühltes Leben aus. Die Melodieen sind angenehm, fliessend, ohne süßlich zu seyn, und dabei consequent gehalten. Die Stimmführung der Harmonie ist geregelt, der Satz rein. Der Sänger beherrscht das Orchester, wie er soll. Wenn der junge Componist sich selbst treu bleibt, d. h. sein ihm eigentliches Genre nicht fremden Formen und Manieren, oder gar den Modeansprüchen der Zeit opfert; wenn er lieber Original als Nachäffer zu bleiben strebt; wenn ihm Phantasie und Wissen gleich werth bleiben, dann dürfen wir ihm gratuliren. —

Die böhmischen Musikanten.

Von Franz Schuselka.

Böhmische Musikanten! — Kein Name kann bescheidener und berühmter seyn. Ueberall sind sie zu finden, und überall werden sie gesucht. Bei allen Nationen sind sie willkommene Gäste! Selbst wo man voll ethnographischer Weisheit die Böhmen Zigeuner nennt, bewundert man die Zigeuner-Musikanten.

Die böhmischen Musikanten sind es, welche zum Ruhme ihres Volkes Alles zu Schanden machen, was gestrenge Statistiker und Historiographen über den böhmischen Charakter festzusetzen geruhten.

Man wirft uns Mangel an feiner Bildung vor. Unsere Musikanten beweisen es, daß der Böhme sich auf den guten Ton verstehe.

Man schildert die Böhmen als streitsüchtig; und doch haben sie an ihren Musikanten so gut harmonierende Stimmführer.

Man behauptet, der Böhme sey wankelmüthig und unbeständig. Unsere Musikanten aber zeigen, daß wir taktfeste Leute sind.

Und was von den böhmischen Musikanten gilt, gilt von der Nation. Ist nicht Böhme und Musikant fast

gleichbedeutend? Gehört nicht musikalische Bildsamkeit zu den Grundzügen des böhmischen Charakters? Trägt nicht jeder Böhme wenigstens die Brust voll süßer Lieder, in denen die Freude seines Herzens ausströmt und der Kummer seiner Seele versiegt?

Vom wandernden Geiger bis zum reisenden Virtuosen, welch' eine lange lebendige Tonleiter? — Welch' eine reiche musikalische Encyklopädie für alle Stände, herausgegeben vom Verfasser der Welt!

Obenan durch Originalität und Seltenheit steht der Dudelsackpfeifer. In der Sackpfeife liegt fürwahr poetische Kraft und musikalische Tiefe. Dieses Jauchzen der Freude, dieses Schnarren des Uebermuths, dieses Zischeln der Schalkhaftigkeit, dieses Brummen des Ernstes ließen sich gewiß zu den geistreichsten Effekten verwenden. Es ist Schade, daß sich kein böhmischer Beethoven in die Geheimnisse des Dudelsackes vertiefen, und den Tonreichthum desselben läutern, vervielfältigen und kunstgemäß gestalten will! Eine Symphonie von einigen hundert Dudelsackpfeifen müßte eine ergreifende Wirkung machen! —

Böhmen ist die musikalische Pflanzschule Europa's. Musik ist die wahre Muttersprache des Böhmen. Gäbe es auch einen Feind, der uns allen Ruhm absprechen wollte, den musikalischen müßte er unangetastet lassen. Und mit dem musikalischen Ruhme genießen wir den Ruhm aller Tugenden:

Sind wir gute Musiker, so haben wir ein feines Gehör, und überhören nicht die leise Mahnung des Gewissens.

Als gute Musiker kennen wir den Werth einer ge-

nauen Zeiteintheilung, und wissen es, wie schlimm es ist, wenn man den rechten Augenblick verpausirt, und wenn der Orgeltreter den Regenschori meistern will.

Musik erheitert das Gemüth. Ein heiteres Gemüth kann kein böses Gemüth seyn.

Die Musik erhebt den Geist und entflammt den Muth. In den schwierigsten Forschungen des Wissens, in dem heißesten Drange der Schlachten hat Geist und Muth der Böhmen die Probe bestanden.

Heil daher Euch, böhmische Musikanten in Eurer ruhmgekrönten Bescheidenheit! Pflegt und nährt die heilige Himmelstochter Musik mit redlichem Fleiß, damit Ihr verbleibet die Zierde Eures Vaterlandes und hinausziehet als Apostel der Freude, um Böhmens Ruhm und Lust zu verkündigen allen Herzen!

Heil Dir Böhmen, Du Land der Harmonieen und Lieder! Musik ist ein Quell der Freude, Freude ein Born unseres Glückes. Daher bist auch Du, Böhmen, ein glückliches Land, ein lieblicher Garten, herrlich prangend im Schmucke des Frohsinnes der Biederkeit und des göttlichen Segens.

Immerdar mögen Deine Tempel vom Lobgesange wahrer Frömmigkeit erklingen, niemals in Deinen Gauen der Jubel reiner Freude verstummen, und ewig das Herz Deines Volkes voll seyn von Begeisterung für Gott, König und Vaterland!

(Bohemia.)

Der Geiger zu Gmünd.

Von Just. Kerner.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen —
Noch ein Stein von ihm steht da —
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob' der Heil'gen, mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Gold'ne Rosen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geschlagen
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen;
Denn da war's noch gute Zeit:

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungesehn, woher, erschallten
D'rin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach! Den drückte große Noth;
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod! —

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all' sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen;
Hoch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der leblosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten, gold'nen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz von Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh' du armer Sohn der Lieder!
Sangest wohl den letzten Sang!
An den Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang!

Hell ein Glöcklein hört man schallen
Und man sieht den schwarzen Zug,
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug!

Bußgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne d'raus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„„Wo so viele musiciren,
Musicir' ich Geiger mit!""

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle,
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „Das arme Geigerlein!"
„„Eins noch bitt' ich,'' — fingt er — „„lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!""

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde;
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächeld bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenslosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen sieht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber, als sie voll von Wein,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand;
Wandert so im Mondenschein
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen,
Und es muß getanzet seyn.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten springen,
Klingt man mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Anekdote.

Eine Dame von Stande ließ sich in einem Concert hören, und sang wie ein Engel. In dem Augenblick da sie ihre Cadenz endigte, erhob sich in der Nähe die Stimme eines Esels. Ein einfältiger Musiker, der ihr auch gerne seinen Beifall bezeigen wollte, näherte sich der Dame, und rief voller Verwunderung aus: Ach! gnädige Frau, was ist doch für ein Unterschied zwischen Ihrem Gesange, und dem da in der Nähe! „Das ist ja curios," versetzte die Dame. „Ich hatte die Stimme da in der Nähe für die Ihrige gehalten."

Zur Geschichte eines Patent-Flügels.

Von Gollmick.

Erstes Debüt.

Blank und stattlich prangte der neugeborne Wiener im Magazin eines Instrumentenhändlers. Er war für die große Welt geschaffen, denn er gab den Ton an und sprach mit 80 verschiedenen Zungen. Die Schönheit seiner Formen erregte Bewunderung und den Wunsch nach seinem Besitz. Er glich gewissen Widerspenstigen, deren Organe nur durch Gold entfesselt werden können. Diesen Passe-partout besaß der reiche Banquier X., und kein Preis war zu hoch, sobald der Gegenstand keinen Vergleich gestattete. In Heu und Künstlerseufzer gepackt, ging's zur Residenz.

So ein wandelndes, gestaltloses Ungeheuer ist immer ein wehmüthiger Anblick. Die edelsten Kräfte in Banden geschnürt, im langweiligsten Elephantentakt abgemessen vorwärts knarrend, bis endlich die Erlösungsstunde schlägt, und dann — o Himmel! wäre es nicht besser, ewig stumm zu bleiben, als die Bestimmung, Gefühle auszusprechen und zu erzeugen, verfehlt, und sich als Vehikel mißbraucht zu sehen, wodurch die Millionen

Sünden wach werden, die der Tonkunst Heiligthum mit der Schellenkappe bekleiden? Kaum in loco, ward dem Ankömmling zu Ehren eine glänzende Soiree gegeben. Einem fremden Virtuosen sollte es vorbehalten seyn, ihn der Ohnmacht zu entreißen, die bis jetzt noch seine Organe gefesselt hielt. Aber dann —. o großer unvergeßlicher Augenblick! — als die Hunderte meiner Nerven mit einem Mal zu erbeben begannen, als der Meister. aufgelöst in die Erhabenheit eines Gedankens, ihn zur Bedingung eines reichen Ideenlebens machte; er blickte in einen Zauberspiegel, er verstand die Sprache Elisens, und sah, wenn auch nicht das Leben zur Statue entgeistert, doch alle die Statuen um sich her belebt werden. Nun glaubte er die Bestimmung seines Daseyns zu erkennen. Die ganze Welt zerschmolz vor ihm in ein ätherisches Glanzmeer, und vor seinem Herrscherthron gab's keinen Unglücklichen.

Meister und Meisterwerk überschüttete man mit Lob. Aber für des Künstlers Selbstgefühl gibt's kein lohnendes Wort, und Worte erreichen ihn noch viel weniger. Das Maaß der Entzückungen sollte noch voll werden. Töne, weit seelenvoller ausgehaucht, als die seinigen es vermochten, vermengten sich mit den Akkorden seiner Saiten, die sich wie Aeolsharfenklänge wieder hineinschlangen, Farbe und Bedeutung gebend.

Hätten diese Akkorde selbst empfinden können, sie würden das Glück der ersten Liebe genossen haben. Bald war es still. Die Kerzen warfen unsichere Schimmer, und im Nebenzimmer unterbrachen die Pistolenschüsse des Sillery der Gäste bedeutungsloses Gewirr. Der Geist theatralischer Lieblingsmotive moussirte tüchtig im Hirne

der Wortführenden, und große Reformationsblasen stiegen darin auf.

Die nächste Sonne aber beleuchtete die spurlosen Riesenprojekte der unbehaglich Erwachenden, und der Alltäglichkeit flache Sorgen bannten sie in die Trottmühle des gewohnten Treibens. Die nächsten Pflichten zogen einen Kreis um sie, der die Ausführung eitler Pläne unbarmherzig ausschloß. Einige Tage blieb der Flügel verschlossen, den wir nach Aegyptens tönendem Bilde hinführo Memnon heißen werden, da beide in der Hauptbezeichnung sich verwandt sind. Jenes ertönt von der Berührung des ersten Morgenstrahles; dieser erschließt seine kühnsten Zauber nur Aurora's goldner Jugendzeit. Memnon also hatte Muße genug, die Erinnerung genossener Wonnen zu verarbeiten. Da trat eines Morgens eine holde Gestalt in blendendes Weiß gekleidet ins Zimmer, aber ihr junonisches Auge sprühte Zornblicke auf das mit Ungestüm aufgerissene Instrument. „Wie lange soll ich noch deine Fesseln tragen, du tönendes Einmaleins, und Sinn für dich heucheln müssen?" sprach sie; „wie lange noch mich opfern für die Convenienz unsers Hauses? Unerträglicher Zwang!" und dabei warf sie einige Notenhefte auf das Pult. Sie legte sich ans Fenster, hoffend, daß die Erwartung sie täusche. Es hatte eben voll geschlagen auf der Thurmuhr, und der Gefürchtete konnte ja noch lange ausbleiben. Die Straße füllte sich allmählig mit bedächtigen Wanderern, die in Sorgen und Gedanken die Pflastersteine zu zählen schienen. Da schlug's ein Viertel, und, als wäre es ein Zauberschlag gewesen, wirkte er elektrisch auf die schlendernden Füße. Der Trauerzug glich plötzlich einem Ameisengewimmel, man rannte an einander, sah

erschreckt auf die Uhren, und Jeder eilte hastig die nähere oder entferntere Hausthüre. Es waren lauter Musiklehrer. Aergerlich zog sich unser Lockenköpfchen vom Fenster zurück, und herein trat der Lehrer, hinter ihm ein galonnirter Diener des Hauses, unter einem Notenstoß seufzend.

Die Lection.

Schöne Eugenie, sprach er, indem er nachlässig die Glacéehandschuhe in den Hut warf — „hier sind einige Kleinigkeiten der neuesten Erzeugnisse, da Sie beständig über Mangel an Novitäten klagen.“ Die Züge der Juno erheiterten sich ein wenig. Sie stöberten zusammen das Packet durch. Die Namen Bach, Clementi, Mozart, Cramer, Beethoven, Ries und ähnliche waren nicht zu schauen auf den Umschlägen dieser Opusculn, aber Bonbonniers, Bijoux, Souvenirs, Mélanges, Pasticcios, und dergleichen Herrlichkeiten prangten in verführerischen Reizen als Aushängeschilde. „Und hier,“ sprach der Mann im Frack, indem er seiner Elevin ein kostbares in Maroquin und Silber gebundenes Album mit Grandezza überreichte — „hier nehme ich mir die Freiheit, Ihnen an Ihrem Geburtstage“ (es war der erste April) „mein neuestes Werk zu dediciren. Ich habe lange geforscht, und endlich das Geheimniß entdeckt, wie der Schüler tändelnd in wenigen Wochen den Gipfel des Parnasses erreichen kann. Dieses System enthält in einer Reihe scheinbarer Tänze, aus Norma und andern tragischen Opern entnommen, die gründlichste Praxis der Tonkunst. Darum habe ich das Werk „das große Alcala der Musik“ betitelt, und gleich mit der zweiten Auflage begonnen.“ Mit verlegenem Erröthen nahm und dankte

Juno. Nun begann der Unterricht oder vielmehr die Absitzzeit. Nichts von der Qual eines gebildeten Ohrs! Die schönen Finger stolperten gedanken- und ausdruckslos auf den Tasten herum. Wer hätte solche Mißtöne in dem wohl temporirten Bau eines Chef-d'oeuvre, suchen sollen? Die holde Schreckliche entadelte in einer Folge der seichtesten Occasionalprodukte die Perlenzähne von Elfenbein. Das Auge verweilte mit Entzücken auf den sich zierlich hebenden und biegenden Fingern voll blitzender Steine, — das Ohr aber wünschte sich mit Lessing's Emilie ewige Taubheit. Der Besitzer, wenn er nicht schlief, oder auf die Uhr oder den Alabasterarm blickte, oder von der Oper discourrirte, zerfloß in ein endloses Gähnen. Zum Glück unterbrach Papa diese Schreckenszeit, welche man im gewöhnlichen Leben eine Stunde nennt. „Sehen Sie, Papa, das große Arcanum der Musik, welches mir Herr Süßling so eben dedicirte!" rief Eugenie aufspringend, und deutete auf das Album. Papa durblätterte es, und dachte dabei an irgend ein anderes fallendes Papier, indem Süßling sehr dummlächelnd sich den Thau von der Nase wischte Der Herr vom Hause öffnete darauf sein Schreibepult, holte einige dickleibige Rollen heraus, und schritt mit der Dédicate in der Linken auf Süßling zu. „Empfangen Sie," sprach er zu ihm — Süßlings Entzücken war bemüht, sich unter einer nonchalanten Stellung zu maskiren, — „empfangen Sie meinen Dank für den vortrefflichen Unterricht an meiner Tochter! Sie wird einige Zeit aussetzen. Senden Sie mir daher Ihre Memoires für die schuldigen Cachets. — „Eugenie," fuhr er fort, sich von dem vom Donner Gerührten abwendend — „hier sind 30 Louisd'or zur Bestreitung der morgenden Soiree,

wobei Du spielen mußt. Präparire Dich; es kommen einige Opernleute dazu. Man muß schon einmal ein Uebriges thun." Mit einem „Also!" sich trocken verbeugend, warf er nachlässig das Album auf Memnon, und entfernte sich. — „Ach, Herr Süßling!" flüsterte Eugenie in liebenswürdiger Verwirrung, und eine Thräne perlte aus ihren schwarzen Augen. Der Getäuschte aber küßte mit verzweiflungsvoller Freundlichkeit des Mädchens Hand, sprach galant einige französische Worte, und eilte trällernd zur Thür hinaus.

Von diesem Augenblicke an wurde Memnon unaufhörlich geschlagen; dadurch verstimmt, kam bald ein Mann, der ihn wieder in Einklang mit sich selber brachte. Die Ruhe, deren er jetzt g noß, glich jedoch der gefährlichen Stille vor einem Donnerwetter, das auch am Abend mit fürchterlicher Gewalt losbrach. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz, worunter ihn Adrastea mit zehn Geißeln wüthend peitschte! Es konnte nicht fehlen; es dröhnte ihm durch Mark und Bein; er war zu schwach für solche Mißhandlungen, und Kanonenschüssen gleich platzten seine Saiten. Nun schwieg der Sturm. Der Arme aber ward für untüchtig erklärt, und schon am nächsten Morgen verbannt. Gleich nach dieser Katastrophe befand sich der Verwiesene in der Wohnung eines Mannes, dessen Treiben im ersten Moment an den Attributen zu erkennen war, die in genialer Unordnung im Zimmer zerstreut umherlagen. Es waren Partituren und Clavierauszüge, entsiegelte Briefe, Theorieen, Gesangschulen, belletristische Journale, ein Metronom, und auf dem Divan ein vergessener Damenschleier. Ohne Villaume's praktische Logik studiert zu haben, war leicht zu schließen, daß der Besitzer ein Musikdirektor seyn

mußte. In diesem neuen Asyle ging's bunt durcheinander, aber wahrscheinlich noch bunter im obern Stockwerke seines Beherrschers, der mit stoischer Geduld Richtiges und Wichtiges in den Tiegel seiner nothgedrungenen Philosophie mischte und zu Einem Brei stampfte. Mit dem ersten Sonnenstrahl brach auch schon ein Calkant ins Zimmer, um ihn durch die Meldung irgend einer Adoptivheiserkeit aus seinen Träumen über fehlgeschlagene Hoffnungen zu wecken. Durch das Concilium der herbeigesprengten Regie wird endlich aus dem Ocean der Hindernisse ein nothdürftiges Surrogatfischchen gefischt, daß nun gegen den alten Stolz so demüthig als naß an den Straßenecken klebt.

Ungemessene Anforderung, dummdreiste Arroganz kreuzen sich an der Thürschwelle. Jedes Anklopfen durchdringt den scheuen Hereinrufer mit dem Schauer der heiligen Vehme. Hier der Rath eines unberufenen Kritikasters, dort die Warnung eines menschenfreundlichen Anonymus, hier meldet ein Schreiben, daß seine neueste Oper Fiasko gemacht, dort begehrt ein anderes Verlängerung des Urlaubs, ein drittes sagt ein Gastspiel ab u. s. w. Sich zu zerstreuen, flüchtet der Tourmentirte zu Memnon, greift kaum einen versöhnenden Akkord, da stürzt ein Hiobsbote athemlos zum Zimmer herein und bringt die Desertionspost eines favorisirten Opernmitgliedes. Diese Nachricht wird durch eine unaufgelöste Dissonanz gebüßt. Der fast selbst Aufgelöste, Gepeinigte stürzt, den Hut auf, zur Thür hinaus, und Memnon ist wieder verlassen, gekränkt und verstimmt.

Die erste Klavierprobe der neuen Oper ist nicht gemacht, ihn zu erheitern. Ohne Rücksicht auf seine Stimmung muß er herhalten. Man sitzt um ihn herum,

man plagt sich mit unartikulirten Lauten, zerreißt sich wechselseitig das Ohr, und seine elyseischen Gefilde werden zum Kampfplatze der Unbehülflichkeit mit den Elementen. Die Zergliederung einer mühseligen Progression, die unzähligen, dem harmonischen Gefühl und dem Organ gebrachten Opfer sollen am Ende Nationen bildende Kunstgenüsse erzeugen. Es märe manchmal recht gut, wenn das Publikum in diese Werkstätte geführt würde, damit es einsehen lernte, daß der bunte schimmernde Gipfel des Musenberges nicht gar so tändelnd erstiegen würde. Doch ist es auch wieder besser, so wie es ist. Das Publikum darf die dornig-steilen Pfade, die hinanführen, nicht mit erklimmen. Es würde statt des rührigen Räderwerks nur ein nacktes Todtengerippe sehen, und was der Adept Ursache einer schönen Wirkung nennen mag, würde für dasselbe zur unbarmherzigsten Ironie werden. Nimbus muß der Universalbetrug bleiben, so lange die Welt betrogen seyn will. Der arme Direktor aber war ein reicher Compouist. Wer hätte es nicht gemerkt an den abgerissenen Perioden, und an den Lücken, wenn er auf Memnon seinen Ideen den Zügel schießen ließ, oder wenn er, wie er sich ausdrückte, sich erst in die Gedanken hineinphantasieren mußte. Der Moment einer solchen Inspiration aber glich einem stillen Wahnsinn, der nach und nach in Raserei überging. Da wurden alle Thüren verschlossen, und in das Gemach nur ein heiliges Dämmerlicht zugelassen, ein gewisses Helldunkel, das mit dem Zustand seiner Seele harmoniren mußte. Er war dann für Niemand zu Hause, und ach! — am wenigsten für sich selbst. Er durchkreiste wie eine eingesperrte Hiäne das Zimmer, trommelte wie Mozart an die Fensterscheiben, runzelte wie Beethoven die Stirn,

und kratzte sich hinter den Ohren wie Spontini. Aber es wollte nicht kommen. „Die verfluchten Gedanken!" rief er dann, und stürzte ein Glas Champagner hinunter. Das schien zu wirken. Er fiel über Memnon her und phantasirte hastig und lange. Ein leises inneres Grunzen wurde nach und nach zum Gebrüll. Die Augen sprühten Funken, die Brust schnaubte. „Ich hab's! göttlich!" fistulirte er dann, und rannte vor den Spiegel, um einen Begeisterten zu sehen. „Großer Moment! wenn dich dein Jahrhundert so belauschen könnte!" Er griff zur Feder. Er schrieb — hielt inne — schlug einen sonderbaren Akkord an — schrieb wieder — dachte lange, und sah verdrießlich. „Nein, das geht nicht; das war schon da. Da würde die Kritik: Reminiscens, Diebstahl! schreien. Die versteht von Musik nur das Transponiren; denn sie setzt Alles herunter. Aber wie! Dürfen sich große Geister nicht begegnen? — Ja; sie dürfen!" jubelte der glückliche Finder und schrieb. „Diese einzige Biegung der Harmonie und das Gewand der Melodie ist vertauscht." — Er hielt wieder inne. — Volksthümlich seyn und dabei grandios, Trivialität mit Adel paaren, Verständlichkeit mit Studium, walzend zur Hölle fahren, und Originalität — — da sitzt's! Wie mache ich aber das?" Er schenkte sich ein, und blickte gen Himmel, wie ein Seher. „Hier ist eine süße Cabaletta mit mystischen Bässen; dort eine tollkühne Ausweichung; dann ein fremdartiger Rhythmus; darauf die Sforzatenkette auf schlechte Noten; hier alle Register, worunter Jericho's Mauern stürzen, — dann die Todtenstille in einer Generalpause, — der Schlagschatten des Finals!" Er trank aus und schrieb. — — „Verwünschter Dichter,

mit deinem J! — Auf Selinde darf ich keine Cadenz machen. Miranda thut's auch. — Fort mit der Wortkrämerei! Ein Ja dafür! probatum est. — Dieser Triller, diese steigende Coloratur? Macht Niemand mehr. Cassation! — Er besann sich lange, dann schrieb er wieder. Nun schien er's zu haben; denn die Feder flog, bis — sie plötzlich wieder stockte. — „Fürchterlicher Zustand. Schwingen und Blei! Erhabener Gedanke; warum stirbst du in der Geburt? wo sind deine Sequenzen? wo finde ich Fluß?" Er trank. Er sprang wie besessen auf. Seine Fibern zuckten, sein Gesicht glühte. Er griff in die Tasten, und stieß sehr abenteuerliche Töne dabei aus. Mit der Linken wühlte, mit der Rechten schrieb er. Immer tiefer hinein ging's in fremde Tonarten. „Ich kann nicht mehr zurück!" rief er verzweifelnd. „Mein Schicksal treibt mich fort!" und weiter wälzte sich die schwere Masse des Neunvierteltakts, bis Pegasus tief im Sande der Gedankenwüste stak, und zwölf B am Schlüssel, wie Geister der Unterwelt, alle Töne hinunterwürgten. Die Kunst konnte nichts weiter; da mußte Natur helfen. Die beiden Pole berührten sich, und wie ein Strahl aus Himmelshöhe, in der Gestalt einer enharmonischen Verwechselung, löste sich das labyrinthische Chaos in ein ätherisches A-moll versöhnend auf. Es war gelungen. Die Zangengeburt des Krampfes prangte auf zwölf vollen Bogen. Ermattet ließ er die Feder fallen. Große Tropfen fielen von seiner Stirn, und mit dem Worte: „Unsterblichkeit!" sank er, wie einst der Schöpfer des Requiems, ohnmächtig in seinen Sessel zurück. —

Endlich erhielt er einen Ruf nach den vereinigten Staaten, weil dort seine Werke noch unbekannt waren.

Memnon kam unter dem Preise zu einem Instrumentenhändler, wo er neue Politur erhielt, und nach manchen Proben unter Meister- und Stümperhänden endlich an eines jener glücklichen Geschöpfe vermiethet wurde, die in der Welt umherreisen und Concerte geben.

Die Schule der Virtuosität.

Der neue Besitzer war Herr Nomadus, ein kleines ängstliches Männchen, abgemagert von Hoch- und Demuth. Ein ungezogenes blasses Meteor von 11 Jahren, das er mit sich führte, wohl behandschuht und genial frisirt, schien die Bedingung speculativen Daseyns. Doctor und Professor der musikalischen Facultäten in ** und ***, Mitglied mehrerer Akademieen, Ritter und Clavierspieler rc. prahlte auf den Karten, die der Vater selbst herumtrug. Empfehlungsbriefe, Apotheosen auf Löschpapier, Concertzettel, Lobgedichte, Medicinflaschen und gewaltige Stöße des Notenmeeres, das der kleine Wundermann hier durchschiffen sollte, bildeten den Inhalt des Pantheons. Journale und Straßenecken, mit encomiastischen Tiraden gespickt, leiteten das Urtheil der Residenz. Man sprach nur von dem kleinen Primarius aller Cembalisten, von dem Meister der freien Phantasie, von Wolfgang Nomadus. Aber einige Soireen abgerechnet, wo der Carneol strahlen mußte, hüllte Herr Nomadus denselben in ein politisches Dunkel. Nur den Organen der gebildeten Welt wurde Memnon geöffnet. Man saß im weiten Kreise um ihn herum, wenn der kleine Riese ihn tyrannisirte; und höchst ergötzlich war dann gewöhnlich das Mienenspiel seines beweglichen Mentors. Eine Henne, die ihre Entenbrut im Teiche ängstlich umtrippelt, weil sie nicht zu ihr kann, gibt das

trefflichste Bild eines reisenden Virtuosen-Papa's. Unter Tausenden ist er zu erkennen an den Blicken, die im Cirkel verstohlen kreisend die Mimik jedes Einzelnen zu entziffern suchen, an dem innern Entzücken, das er über günstige Omina umsonst hinter der Grimasse schuldigen Tributs zu verbergen sucht, an dem unstäten Lächeln, womit er halbe, zerstreute oder verkehrte Antworten gibt. Er ist Hüter, Kammerdiener, Auslaufer, Kritiker, Cassirer in einer Person. Er bedarf der Livree nicht, um seinen Paß Lügen zu strafen. Aber so knechtisch unter hundert Augen, ist er der grausamste Despot unter vieren.

Die Stunden der Weihe sind die eines Sträflings auf der Galeere. Da wird denn für den kleinen Menschen die heilige Musica zum Ungeheuer, das seine Kinderspiele und sein Wangenroth verschlingt. Von der Wiege an bis zur Entwickelungsperiode, wo denn gewöhnlich der gepriesene Stern als Schnuppe vom Himmel des Ruhmes fällt, ist ihm das Griffbrett eine Folterbank, und sein angeborner Beschützer der Henker. „Mechanik ist das coursive Princip, und die kann forcirt werden. Dazu braucht's kein Genie, also d'ran, mein Wolfgang, mein Tischchen deck' dich! d'ran, an die Hobelbank der Ehre! Denk', daß Mutter und Geschwister daheim nach neuen Sporteln schmachten, während wir hier elend glänzen."

Da wälzte sich's wie Wagenräder durch die Saiten. Endlose Triller jagten einander wie Eumeniden, und von chromatisch-schwülstigen Bässen erdröhnte der Resonanzboden. Stunde auf Stunde zerrann unter solcher Augias-Arbeit, und ermattet sanken des armen Knaben Finger von den Tasten. „Willst du schon feiern?"

herrschte es hinter ihm. „Denk' an den Merite-Orden und an den Hunger!" Und von Ehrgeiz getrieben, rumorte das Pelotonfeuer der Octaven- und Terzenläufe in die Eingeweide Memnons. „Ich halt' es nicht mehr aus," stöhnte der Kleine! — „die Finger brechen mir ab." — „Und du willst ein Künstler seyn!?" kreischte der Tyrann. „Hinan zum Pindus! Morgen ist dein Concert, und wenn du Nichts kannst, sind wir blamirt. Willst du, Träger, gleich begeistert seyn?" und dabei fiel ein Streich auf des Kindes blasse Wange. — „Wenn du mich schlägst," wimmerte der Gepeinigte, „so wachse ich ja nicht mehr." — „Desto besser; dann kann ich dich immer für sieben Jahre ausgeben. Vorwärts!" Hier schwang er die Geißel und der dritte Grad der Tortur begann. Saltimortali und Kreuzgriffe gaben den Kräften ihren letzten Rest. Das Auge brannte, die Wangen erglühten wie im Fieber, die Adern der Hände schwollen auf, und der erschöpfte Professor sank weinend dem zärtlichen Profoß in die Arme. „So ist's recht, mein Wolfgang, Du bist am Ziel!" Er rieb des Knaben Schläfe mit Essig. „Nun wollen wir auch ein Stündchen ausruhen!"

Am Morgen nach dem Concert lag ein Orden auf dem Deckbett des tief schlafenden Knaben, der Vater zählte verdrießlich Geld, packte drei Clavierconcerte ein, und dieselben Brandschatzungen erneuerten sich überall, wo man noch Sinn hatte — für Empfehlungsbriefe.

Eine weltberühmte Prima-Donna sollte am Hoftheater der Residenz gastiren. Wer anders als unser Wiener wurde zur Miethe hingeschleppt? Hier hatte er gute Tage und Muße genug zu psychologischen Betrachtungen. Der Name Aurora Centifolia wurde bald zum

unwiderstehlichen Magnet aller Herzen. Das Heer der Gönner, Versicherer, Anbeter und Aufwärter umflatterte wie Schmetterlinge die ausländische Blume, und vom Morgen bis zum Abend schwamm die Fêtirte in einem Rosenschimmer der Freude. Phaeton's und Equipagen hielten zu Dutzenden an ihrem Hôtel, der Corridor wimmelte von buntscheckigen Livreen. Ganze Guirlanden vornehmer Adressen zierten die Trumeaux, Empfehlungsbriefe die Etablis, Dedicationen großer Meister den Flügel selbst. Das Cabinet, in dem er paradirte, war ordentlich tapezirt mit Sinngedichten, Akrostichons und Lorbeerkränzen. Feste drängten sich bei Tage, und kam die Nacht, dann girrten Serenaden vor ihren Fenstern, und Sonette flogen wie Blüthenflocken hinein.

Alles überstrahlte die Vergötterte; sie durchdrang die Chicane ihrer Nebenbuhlerinnen. Selbst die Minister sanken im Preise, denn die Quelle war gefunden, die zum Meere fürstlicher Gnade leitete. — Niedrig besoldete Staatsdiener, Väter zahlreicher Familien, Witwen und Waisen, sie darbten freudiger; durften sie doch nippen von der Hippokrene, die ihnen Stärkung zu neuen Drangsalen verlieh.

O wunderbare Oeconomie des Universums! Wunderbare Wechselwirkung des Geistes und des Magens! — Eines Abends trat Aurora purpurglühend wie ihre Originalschwester, ins Gemach. Die Oper war geendet. Den ästhetischen Pöbel hatte sie unwillkürlich adoptiren müssen an — Pferdes statt. Sie warf sich erschöpft aufs Sopha. Vor ihr lagen ausgebreitet die Trophäen des heutigen Abends, bunte Kränze, noch buntere Lobgedichte ꝛc., und in deren Mitte stand die überfüllte Casette. Kleine schalkhafte Jockeys legten seidene Stoffe

und andere Kostbarkeiten zu ihren Füßen. So saß die Reizende unter all' ihren Herrlichkeiten wie eine orientalische Fürstin. Aber ihr Frohsinn verwandelte sich nach und nach in sinnenden Ernst, und um nicht darin gestört zu werden, wollte sie allein seyn. Alles wurde abgewiesen.

Sogar die Journalisten!

Mit verschränkten Armen starrte Aurora vor sich hin, und ihre Gedanken wurden unfreiwillig laute Worte: „Bin ich denn wirklich glücklich? Befriedigt all' dieser Glanz auch mein Herz? Wem huldigen meine Verehrer? Doch nicht meiner Kunst? Nein, nur dem Nimbus, womit sie dieselbe umgeben. Sie schmeicheln ihrer eigenen Eitelkeit, indem sie um meine Gunst werben. Sie lieben nur sich. Dieß fühle ich oft mitten im Rausche der Zerstreuung; woher sonst diese Leere in mir, wenn derselbe vorüber ist? Wer kennt mein Herz, wer beurtheilt meine Gesinnungen? Wer liebte mich um meiner selbst willen, wenn mein glattes Gesicht, mein Ruf, mein Schimmer nicht wären? — Wer ist unter all' diesen Enthusiasten mein wahrer Freund? Oder — besäße ich keinen darunter?" — Das schöne Mädchen schauderte zusammen. Da sprang sie wie begeistert auf. „Ich muß Gewißheit haben, eh' ich zu spät erwache." Sie sann nach. Ihre Mienen erheiterten sich. Eine kühne Passage entgurgelte der lieblichen Kehle, indem sie in das geheiligte Zwielicht ihres Schlafgemachs entschwand.

Zwei volle Tage war die holde Sirene nicht zu sprechen. Es war grausam, wie im Vorzimmer die Soubrette Jeden mit dem Refrain abfertigte: Mamsell Centifolia sey krank. Die herabgezogenen Fenstergardinen

parirten unbarmherzig die Ausfälle tausend bewaffneter Blicke. Es war gerade Sonntag, an dem die Parade mit klingendem Spiel vorüberzuziehen pflegte; heute pausirte sie; zartfühlende Tilburys nahmen Umwege, um durch ihr Gerassel zukünftige Triller nicht zu verzögern.

Aurora's Krankheit war eine freiwillige Trauerzeit fürs Publicum, ein Privatschmerz für den ganzen Hof. Am fünften Tage erst gab sie Audienz, aber nur dem Kapellmeister und den verschwiegensten Kritikern. Sie mußten lange in der penibelsten Spannung warten. Endlich erschien sie in Begleitung des Theaterarztes, blaß, matt und sehr angegriffen, den Hals bis ans Kinn in Shawls verwahrt. Sie lispelte, hüstelnd und kaum hörbar auf ihre Kehle deutend: „Meine Gesundheit!“ — „Aber die neue Oper?!“ riefen wie aus einem Munde die Theilnehmenden. Aurora zuckte wehmüthig die Achseln. Der Arzt machte eine bedenkliche Miene. Der Kapellmeister unterbrach endlich flehend die einfältige Pause. „So probiren Sie doch, meine Theure,“ und führte sie zu Memnon.

Er legte ihre Lieblingsarie auf: Una voce. Aber „con roca voce“ hätte es heißen sollen, denn Aurora brachte nur heißer herausgewürgte Laute zum Vorschein — hüstelte wieder — und schwankte, mit dem Tuche vor den Augen, ins Nebengemach. Die Zurückgebliebenen sahen sich versteinert an. „Was ist geschehen, ums Himmelswillen?“ Der Arzt schien verlegen, — sprach aber dann mit scheuen Blicken zur Thür gewendet: „Aurora ist nicht mehr; sie ist todt; sie hat ihre Stimme verloren. Aber schweigen Sie!“ In einer halben Stunde sprach die ganze Residenz von dem ominösen Fall. Die Zungen der Journale klagten in allen

Sprachen: Aurora sey ihrer attalischen Schätze beraubt; der Chrysit zur Chrysolide geworden ꝛc. Anfangs bestürmte man das Hôtel förmlich, denn Jeder wollte sich selbst überzeugen; doch der Sturm legte sich wieder. Dafür erhob sich ein anderer: die Cabale. Es fand Jedermann seine Rechnung dabei, ihr zu glauben. Aurora's Gemächer, noch vor Kurzem einem wimmelnden Ameisenhaufen nicht unähnlich, waren bald zur Einöde geworden. Niemand kümmerte sich mehr um sie; und kaum waren vier Wochen verflossen, als auch schon ein Edikt vom Hofe sie ihres Contractes entband.

Sie führte den Namen „la Straniera" jetzt in der That.

Aurora stand desselben Abends am Fenster, von Hesperus mitleidig angestrahlt. Keine Serenade tönte herauf, aber eine unendliche Wehmuth war die Melodie ihres Innern. „Also von Allen, die mir Gut und Blut zugeschworen, ist Niemand mir geblieben? Ich bin verlassen, da mich meine Stimme verließ. Arme Aurora, die tausend Anbeter und keinen Freund besaß!

Da flog's plötzlich wie eine weiße Taube zum Fenster hinein und auf des Flügels Saiten, daß es in ihm wie Geisterhauch erzitterte. Aurora erschrack — nahm — entfaltete. Es war ein Billet. Sie las, und Entzücken perlten ihre Augen. Man weiß nicht, was in dem Billet stand, aber wenige Tage darauf ward Memnon in einen großen, von Kerzen erleuchteten Saal getragen, den viele hundert Neugierige füllten. Seine Gebieterin erschien in der einfachsten Pracht ihrer Schönheit, von einem jungen Manne geführt, der sich an seine Tasten setzte und sie accompagnirte. Ein allgemeines Erstaunen, das bis zur Verwirrung wuchs, bemächtigte sich aller

Anwesenden, als die Sängerin die Lippen geöffnet und den Zauber ihrer Silberstimme entfaltete. Die unbeschreibliche Grazie ihres tief gefühlten Vortrags riß Alle hin. Diesen vollkommenen Triumph nur hatte sie gewollt, und am folgenden Tage war nicht leicht ein Spiegel in der Residenz, der nicht ein weißes Blättchen mit der Aufschrift: „Aurora Müller p. p. c." wiedergestrahlt hätte. Sie war noch in der Nacht mit ihrem Gatten abgereist.

Die Weihe.

Bis jetzt ist sich Memnon selbst noch ein Räthsel geblieben. Das reine Glück der Selbsterkennung sollte ihm für seine alten Tage aufbewahrt seyn. Aber nicht in den Werkstätten der Choriphäen, nicht in den Salons der Residenzen, sondern in einem weit entfernten Landstädtchen bei einem einfachen Geistlichen sollte es ihm erblühen. Durch den Mißbrauch der großen Welt verdorben, wurde er noch einmal ganz stattlich zurechtgestutzt und nach * * * verkauft. Hier erregte er allgemeine Sensation. Die kleine Familie des Predigers umkreiste ihn lange scheu, prüfend, staunend; und als der Greis mit Ehrfurcht ihn durch einen frommen Gang einweihte, da erklang um ihn her ein Ausbruch der freudigsten Ueberraschung! — für ihn eine noch ungewohnte Harmonie.

In diesem Familienkreise hätte der Zweifler lernen können, welche Gewalt die heilige Tonkunst im Stande ist über Gemüther auszuüben, die noch nicht durch raffinirte Genüsse überreizt sind. Hier war Memnon nicht Centralpunct des Streites oder der Ehrsucht, nicht des Mißbrauchs oder der Anmaßung, wurde nicht zur milch-

gebeugten Kuh erniedrigt, nicht unter Seufzern gequält, unter Thränen überwunden. Hier hätte er gefühlt, daß Musik, jene freundliche Göttin, wirklich aus bessern Regionen niedergesandt sey, das menschliche Herz zu veredeln. Der patriarchalische Greis behandelte sein Instrument vollkommen als sein bestes Erziehungsmittel. Aber nicht roher Naturalismus waltete. Gründliches Wissen war das Mittel, classische Werke verstehen, und Mechanismus mit heiterm Ernst erworben, dieselben genießen zu lernen. Der noch unverdorbene Geschmack bewahrte ihn vor Mißgriffen; er belächelte, verbannte alles Unschöne, Modische.

Eines Abends war eine ungewöhnliche Regsamkeit in der kleinen Familie. Jedes Auge strahlte Freude und Rührung. Man feierte den Geburtstag des abwesenden Sohnes, der sich als ein tüchtiger Jünger Apolls im Auslande Verdienste erwarb. Blumen, von liebenden Händen gewunden, umkränzten sein jugendlich männliches Bild. Es ertönten Memnons Saiten das schöne Lied der Freude, und bei den Worten: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt!“ hätte er sich nicht wenig dünken können. Aber als: „Seyd umschlungen Millionen!“ erschallte, der Vater fröhlich zitternd das Glas erhob, und bei den Worten: „Diesen Kuß — unserm Wilhelm!“ hinzufügte; siehe, da rauschte die Thür auf, und der Sohn, der Bruder stürzte mit dem Ausruf: „Euerm Wilhelm!“ dem Greise zu Füßen. Wer beschreibt den süßen Schreck der Familie? Wer das Erstaunen, als er behend sich wieder den Liebkosungen der Seinen entriß, und eine hohe Gestalt, die bisher unbeachtet blieb,

in den Kreis mit den Worten führte: „und meiner Gattin!“ Er entschleierte sie. Es war Aurora.

„Wir wollen bei Euch bleiben, und im Arme der Unschuld, der Natur dem Genius der Töne huldigen.“

Ein sanfter Abendwind hauchte über Memnons Saiten hin und bildete einen Accord, den Alle mit einem heiligen Schauer zu deuten schienen. Der segnende Greis war die Hauptperson der Gruppe.

Anekdote.

In einer kleinen Stadt bestand ein Liebhaberconcert, an welchem auch mehrere schlichte Handwerker als aktive Mitglieder Theil nahmen. Einer derselben versäumte die Probe eines Concerts, in welchem er eine Baßarie zu singen hatte, und entschuldigte sich bei dem Direktor dadurch, daß er sagte: „Ich brauche keine Probe, ich kann gut treffen!“ Als die Arie kam, sang aber der gute Mann ganz falsch, so daß der höchst erboßte Musik-Direktor auf ihn einstürmte und ihm sagte, wie er so unverschämt seyn könne, zu behaupten, daß er treffen könne? Der Handwerker, über die barsche Anrede unwillig, entgegnete: „Wenn's Noth thut, kann ich tüchtig treffen“ — hier machte er eine gefährliche Pantomiene — „aber nicht nach Noten.“

Die Musik in den Synagogen
des 19. Jahrhunderts.

Daß, mit dem Zerstreuen der Juden in alle Welt, die großartige Musik Davids und seiner ungeheuren Sänger- und Instrumentalchöre, verklungen ist, weiß Jeder, der die Geschichte der jüdischen Nation gelesen hat. Es werden seitdem in ihren Synagogen weder Harfen noch andere Instrumente mehr gerührt; man begnügt sich, die Psalmen von einem Vorsänger absingen zu lassen, welcher die erhabenen Dichtungen der heiligen Schrift, zur angenehmen Kurzweil christlicher Zuhörer, gewöhnlich nach weltlichen Melodieen, etwa nach der Menuett im Don Juan oder nach dem Liede der Brautjungfern im Freischütz, abgurgelt.

So ist es bis jetzt noch in den meisten Synagogen. — Doch bei einigen hat das 19. Jahrhundert eine heilsame Veränderung herbeigeführt.

Um den Anfang unseres Jahrhunderts stiftete, in dem kleinen braunschweig'schen Städtchen Seesen am Harze, ein kluger und edler Mann, Israel Jacobson, eine Schule, um 12 arme Kinder seiner Nation nicht zu Schacher-Juden, sondern zu Handwerkern bilden

-und, nicht nur in den dazu erforderlichen Wissenschaften und Künsten, sondern auch im Gesange unterrichten zu lassen. Das Institut fand so lebhaften Anklang, daß dem menschenfreundlichen Stifter von vielen Seiten her der Wunsch zu erkennen gegeben wurde, dasselbe so zu erweitern, daß auch Kinder begüterter Eltern darin aufgenommen werden und eine wissenschaftliche Bildung und eine zeitgemäße Erziehung erhalten könnten. Jacobson erfüllte den Wunsch, so daß von 1804 an die Schule wohl 70 Zöglinge zählte. Das Haus wurde vergrößert, das Lehrerpersonal vermehrt, namentlich wurde Dr. Heinroth, nach Niemeyers und Zerrenners öffentlichem Zeugnisse, ein tüchtiger Pädagog, (jetzt als academischer Lehrer an der Universität Göttingen stehend), an die Schule berufen. — Das kleine Institut war nun gleichsam zu einer gelehrten Schule umgewandelt, in welcher man auch fleißig Musik trieb, da sehr viele Zöglinge ausgezeichnetes Talent zu dieser schönen Kunst zeigten. Jacobson erlaubte den Söhnen auch christlicher Eltern der Stadt Seesen, unentgeltlich an dem Unterrichte Theil zu nehmen, und nahm manchen armen Christenknaben in sein Institut auf, damit, in so enger Berührung, die Juden sich mit den Sitten der Christen befreunden möchten.

Der edle Stifter wollte aber seine Nation nicht bloß in der Schule, sondern auch in der Kirche reformiren. Er ließ zu diesem Zwecke bei seinem Institute einen schönen Tempel erbauen, mit einer ziemlich großen Orgel versehen, und im Jahr 1807 sehr feierlich einweihen. Am Tage der Einweihung war der Sängerchor der Schule noch mit auswärtigen Tenoristen und Bassisten vermehrt, und ein Orchester von etwa dreißig

Musikern aus den benachbarten Städten zusammen gebracht, um die von Heinroth componirte Einweihungs-Cantate zu executiren. Man hielt zwischen den hebräischen Gebeten deutsche Reden, und brachte so den jüdischen Gottesdienst dem christlichen näher.

Damit von jetzt an auch Christen, welche den Tempel besuchten, an den Gesängen Theil nehmen könnten, wollte Jacobson erst christliche Choralmelodieen einführen. Von der Ausführung dieses Vorhabens wurde ihm jedoch abgerathen, weil manche Firma der christlichen Choralmelodieen, z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden" oder „Jesu, deine heil'gen Wunden" Anstoß bei den Schwachen erregen möchte. Er berief daher einen israelitischen Gelehrten, Namens Cohen, aus Hamburg, welcher Lieder in hebräischer Sprache auf jeden Wochentag dichten mußte, und beauftragte den Dr. Heinroth, diese Lieder mit choralähnlichen Melodieen zu versehen, und sie auch nach einer Uebersetzung in deutschen Gesängen wiederzugeben. Nun sang man in dem neuen Tempel beim Gottesdienste abwechselnd bald diese bald jene Lieder, so daß die Vorübergehenden den Jacobsonschen Tempel nicht für eine sogenannte Judenschule, sondern für eine christliche Kirche hielten.

Als das Königreich Westphalen gegründet wurde, ging Jacobson nach Cassel, berief daselbst aus den gebildetsten Gelehrten seiner Nation ein israelitisches Consistorium und errichtete ebenfalls eine Synagoge nach dem Vorbilde des Tempels in Seesen.

Mit der Auflösung des Königreichs ward auch das neu errichtete Consistorium aufgehoben, und Jacobson begab sich nach Berlin. Hier richtete er in seiner Wohnung einen Betsaal ein, in welchem junge israelitische

Gelehrte Predigten in deutscher Sprache hielten. Diesen Tempel versah er auch mit einem kleinen Orgelpositiv, um die Tempelgesänge damit zu begleiten. Da jedoch die neuen Melodieen dort ganz unbekannt waren, so lud der eifrige Reformator wieder den Dr. Heinroth zu sich, welcher mehrere Knaben aus der israelitischen Schule eines dasigen Lehrers, Namens Bock, im Gesange unterrichten, und die Melodieen, welche bereits seit einigen Jahren in dem Tempel zu Seesen gebräuchlich gewesen, mit ihnen einüben mußte. Vermöge dessen vereinfachter Tonschrift wurde diese Aufgabe gar bald gelöset. Auch dichtete und componirte derselbe, nach den Ideen Jacobson's, mehrere deutsche Lieder auf verschiedene Feste der Israeliten. Die erste Liedersammlung dieser Art nebst Melodieen erschien damals von einem gewissen Heinemann, der, unter Jacobson's Präsidium, Consistorialrath in Cassel gewesen war.

Dieser der Zeit angemessene Cultus fand bei vielen gebildeten Israeliten ungemeinen Beifall; und gar bald wurde jener Betsaal zu klein, die von allen Seiten herzuströmenden Theilnehmer zu fassen. Es wurde daher in dem elterlichen Hause des berühmten Meyerbeer ein großes Lokal zu einem förmlichen Tempel umgeschaffen und eine ziemlich große Orgel von zwei Clavieren und einem Pedale hineingestellt.

Dieß erregte nicht geringes Aufsehen. Die Orthodoxen unter den Juden schrieen laut über unerhörte Heterodoxie und Entheiligung der Religion ihrer Väter; und der König, um einem Religionskriege, mindestens einem heftigen Religionsstreite, vorzubeugen, ließ den neuen Tempel schließen.

Jacobson, von den meisten seiner fanatischen Glaubensgenossen wie ein neuer Christus gräßlich angefeindet, unaufhörlich verfolgt und schändlich gekränkt, zog sich in die Einsamkeit zurück. — Dr. Heinroth, dem manches Unangenehme von Seiten der Juden begegnet war, nahm den ehrenvollen Ruf an, Forkel's Nachfolger in Göttingen zu werden; und so schieden 1818 zwei Männer mit innig gerührten Herzen von einander, welche, zwei verschiedenen Religionen angehörend, so einig Hand in Hand zu einem schönen Ziele hingestrebt.

Nach einigen Jahren starb Jacobson, ohne seiner Aussaat Früchte gesehen zu haben, — ein Mann, der seine Nation in bürgerlicher und religiöser Hinsicht auf eine höhere Stufe der Bildung heben wollte, und dem man ohne Zweifel nach Jahrhunderten wie einem Luther ein Ehrendenkmal aufstellen wird.

Jacobson's Wirken hatte jedoch zu viele gebildete Israeliten auf- und angeregt, als daß sein Werk wieder hätte zertrümmert werden können. Gar bald bildeten sich in größeren Städten, z. B. in Leipzig, Hamburg rc. Gemeinden, um ihrem Gottesdienste einen Ritus im Geiste des bereits zu den Vätern heimgegangenen edlen Mannes zu verleihen. Hiervon zeugt deutlich ein Gesangbuch, welches vor einigen Jahren in Hamburg erschien, in welchem sich mehrere Lieder finden, welche Dr. Heinroth nach den Ideen Jacobson's gedichtet und mit Melodieen versehen hatte. Diesen größern Städten sind bereits mehrere kleinere nachgefolgt, wie dieß in verschiedenen öffentlichen Blättern gerühmt worden ist.

Das israelitische Volk hat sehr viel Sinn für Musik, und kann bereits eine Menge talentvoller Ton-

künstler aufweisen; vielleicht ertönen gar bald feierliche Hymnen und Andacht erweckende Psalmen in den Tempeln der Juden, indeß die Christen sich schämen müssen, daß aus ihren Gotteshäusern die edle Musica entflohen ist, um sich nur zu oft, als feile Dirne im unzüchtigen Flitterstaate nur auf den, von so vielen europäischen Fürsten schier ausschließlich begünstigten, Theatern brauchen zu lassen.

Anekdote.

Ein Concertist auf der Flöte, blies in einem von ihm veranstalteten Concert Variationen voll der schwierigsten Passagen, ohne daß auch nur Eine ansprechende Stelle zu hören gewesen wäre. Ein Zuhörer sagte zu seinem sehr zerstreut scheinenden Nachar:

„Warum geben Sie denn nicht Achtung? Hören Sie nicht, wie schwer diese Composition ist?"

„Ach Gott," antwortete dieser: „ich wollte sie wäre unausführbar!"

Die Zauberflöte.

Diese Oper voller Zauber und Wunder, die alle dramatischen Elemente vereinigt, worin jeder Takt ein Meisterstück, jede Stimme an und für sich eine Sonate ist, sie wird die Aloe eines jeden Jahrhunderts bleiben. Von einer unbegreiflichen Macht getrieben, gleichsam instinktmäßig füllt man das Haus. Man betritt es mit Ehrfurcht und Liebe. Es schien mir, als umklammere man sich mit schlecht verhehlter Gewissensangst an die Säulen dieser Meistertöne; als wolle man sich hier von den verzweiflungsvollen Zuständen erholen und des bessern Gefühles Trümmer retten aus den Charybden cursiver Partituren. Mich däuchte, die tausend Abwege zeigten endlich die Grenze der Tonkunst an, und man pflanze mit dieser Oper den Tannenzweig auf den Giebel der Uebersättigung; es erschütterten endlich unsere Donnerconcerte die alten Musikspeicher, daß die vergessenen Meisterwerke aus ihren Staubwolken fallen! Man fühle endlich, daß es nicht mehr weiter gehe! Man hat Bellini's Leiche einbalsamirt, man arbeitet an seiner Büste, man wird seiner Hülle eine Pyramide setzen; — aber der Aufseher des Wiener Friedhofes zuckt die Achseln, wenn der beklommene Wanderer nach Mozarts vergesse-

nem Grabhügel forscht. — Das ist die Geschichte des Zeitgeistes. Langbein sagt:

„Ihm prangt kein Denkmal, starr bewundert,
Ihn zeigt kein Standbild hoch und hehr;
Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert
Lebt er unsterblich, wie Homer.

Wenn Tausend seinen Flug auch wagen,
Sie holen seinen Flug nicht ein:
Er wird, so lange Herzen schlagen,
Der Liebling jedes Herzens seyn."

Und Langbein hat Recht. —

Anekdote.

Ich fragte neulich B..., meinen Tischler, warum er denn so trübsinnig sey? Ei, erwiederte er, Sie wissen, gnädiger Herr, mein Sohn, der Franz, sollte auch Tischler werden wie ich, und er zeigte schon recht gute Anlagen dazu; aber nun ist's aus damit. — Wie so? fragte ich. Ja, sehen Sie, antwortete er, da bin ich neulich mit dem Burschen im Theater gewesen, und da hat man eine Oper gegeben. Das war eine Musik, eine Musik, wie sie nur die lieben Engelein im Himmel singen, und die Musik soll ein Weber gemacht haben. Und jetzt will mein Bube nichts werden, als so ein Weber.

Die Krähwinkler an Paganini.

Sonet.

Ist deines Bogens Zauber ganz so mächtig, —
Daß Millionen tief sich vor dir neigen,
Dann — wolltest du zu uns herniedersteigen —
Empfingen wir dich, Paganini, prächtig.

Erkenn' ich recht? Ja, schwarz gelockt und mächtig
Verschmähst du nicht, dich schon bei uns zu zeigen,
Ein Orpheus, willst du hier vor Bären geigen
Und unser Kunstsinn scheint dir nicht verdächtig.

Ach nein! wir sollen leider dich nicht hören,
Nur seh'n wie du ein zweites Mal begonnen,
Geschaffen von des Zuckerbäckers Händen.

Doch wenn nun voll Begeisterung wir schwören,
Daß bis zum Fressen wir dich lieb gewonnen,
So läßt uns bloß Geschmack das Lob dir spenden.

Mozart's Requiem.

Eine Skizze von Ernst Ortlepp.

I.

„Aber mein lieber guter Mann, Du strengst ja Dich an über alle Deine Kräfte! Höre doch nur endlich auf!"

Mit diesen Worten unterbrach Constanze ihren Mann nahe an zwölf Uhr in der Nacht, wo er noch an einer neuen großen Oper arbeitete, und setzte hinzu: „Ich kann nicht schlafen, bevor Du zur Ruhe gehst!"

„Mein liebes Weiblein," versetzte Mozart, ich ginge so gern mit Dir, denn ich habe seit einiger Zeit des Guten zu viel gethan; aber laß mich heute allein; Du kennst mich; es gibt Stunden, die nicht wieder kommen! Schlaf also in Gottes Namen recht ruhig und süß, aber mich laß machen und störe mich nicht weiter!"

Constanze zauderte; Mozart schien ihr seit einiger Zeit bläßer geworden; doch dann trat sie heran, küßte ihn, was Mozart herzlich erwiederte, worauf er aber eine abwehrende Bewegung machte, die Constanze

zu wohl verstand, als daß sie sich nun nicht sogleich hätte stillschweigend entfernen sollen.

Mozart saß nun allein in tiefer Nacht. Es kam ihm recht kalt vor — er zitterte. Sein weltliches Werk wollte ihm nicht nach Wunsch von Statten gehen. Und wie es wohl jezuweilen einem Künstler zu geschehen pflegt, daß er mitten in einer Arbeit, die ihn weiter hinaus ermüdet und nicht recht gelingen will, in eine neue hineingeräth, so geschah es auch Mozart, dem in die weltlichen Melodieen immer ganz neue, heilige, überirdische Töne hineinklangen, von denen er auch Einiges, wie er pflegte, sogleich zu Noten brachte.

Er schrack mitten im Schreiben recht zusammen, als die zwölfte Stunde schlug, hielt es aber für körperliche Schwachheit und componirte rüstig weiter, bis sich, nachdem die letzte Stadtglocke ausgeschlagen, von selbst die Thüre seines Zimmers öffnete. Er sprang auf und forschte mit dem Licht, aber sah Niemand. Er machte die Thüre zu; aber sie öffnete sich zum zweiten-, ja zum drittenmale, worauf eine lange in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt mit langsamen feierlichen Schritten sich näherte und vor ihm stehen blieb.

Alle Geister wollen angeredet seyn, ehe sie selbst sprechen. „Was willst Du?" fragte Mozart, über die seltsame, dem steinernen Gaste gleichende Erscheinung erschrocken, aber doch in seinem Innern ruhig.

„Fürchte Dich nicht, lieber Meister, war die Antwort. Ich will Dich nur um eine Composition bitten, die Du selbst längst im Sinne trägst!"

„Ich trage gar keine Compositionen mehr im Sinne, versetzte Mozart, denn ich weiß, daß ich bald sterben werde. Und mit dem Tode ist ja doch Alles aus, mein

lieber unbekannter Freund — (verzeihen Sie den Ausdruck Freund!) — aber ich halt's immer mit dem alten Wort: Quelqu'un praesumez buono! Es ist nicht richtig, das weiß ich; aber mein Herzensgeist, ich mengelire immer gern alle Sprachen durcheinander — etwas Italiano und Tedesco — dann etwas of old England — French oder Francais — ist mir Alles tout-egal — verzeihen Sie den Pleonasmus — ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen, reden Sie, bester Mohr von Venedig — von der Leber weg! und sagen Sie, was wollen Sie von mir!"

Der unbekannte schwarze Mann oder mehr Dämon war einigermaßen durch den guten Humor Mozarts überrascht und bebte vor ihm, anstatt daß der Componist vor ihm hätte beben sollen.

„Ich wollte Ihnen nur 100 Dukaten einhändigen!" hob der Unbekannte, fast etwas schüchtern an. „Sie haben alle volles Gewicht! Lauter Kremnitzer!"

„Ma pourquoi?" versetzte Mozart. „Wollen Sie sich nicht niederlassen?" fügte er hinzu, gewohnt, Leuten, die Geld bringen, Respekt zu bezeigen.

„Auf Abschlag!" erwiederte der Dämonische.

„Ihr redet in Räthseln! Aber setzt Euch, guter Freund! Stuhl oder Sopha, wie's Euch gefällt."

„Ich sitze nie!" war die Antwort. „Das Stehen ist mir lieber und hat überhaupt großen Werth. — Ein Wort im Vertrauen, lieber Mozart, wollt Ihr mir ein Requiem schreiben?"

„Da müßt Ihr Euch durchaus hier auf dem Sopha neben mir niederlassen und die zwei Flaschen Champagner, die darunter stehen, mit mir austrinken."

„Ist das nothwendig?" fragte der Unbekannte.

„Ja, es ist durchaus nothwendig!" versetzte Mozart, „sofern wir Beide mit einander auf's Reine kommen wollen."

„Ich sitze eigentlich sehr ungern!"

„Bedaure, mon cher, hilft Ihnen Alles nichts; Sie müssen sich setzen und mittrinken; sonst componire ich kein Requiem und bitte Sie, Ihre 100 Dukaten nur in Gottes Namen wieder einzustecken und zu gehen, woher Sie gekommen sind! Es ist übrigens Nachts zwischen zwölf und ein Uhr eben nicht die rechte Zeit, Visiten zu machen; mais vous etez einmal da; drum restez encore et nehmt Platz, sonst soll Euch der Teufel holen, der Ihr freilich vielleicht selber seyd!"

„Perdonnate! Jo sono un uomo — doch mehr spirito von der reinsten und edelsten Absicht und Herkunft. Ihr seht, ich setze mich schon, mein sehr verehrter Meister! Wollt Ihr mir nicht die Dukaten abnehmen und selbige in Verwahrung bringen?"

„Mon angelo or diable aimablissimo, wollt Ihr nicht erst dieses Glas und noch zehn andere trinken?" erwiederte Mozart. „Stoßt an! Es gilt dem Geist!"

„Welchem?" fragte der Unbekannte.

„Dem guten und bösen! Denn Beide sind nöthig!"

„Aber Euer Champagner taugt nicht! Es ist so eine Art Eßlinger. Ich bin besseren gewohnt!"

„Den ich aber als armer Componist nicht habe!" erwiederte Mozart.

„Kann geholfen werden!" versetzte der Fremde; meine Taschen sind weit, und habe viel drin, wobei er vier Bouteillen ächten Champagners entwickelte.

„Ah!" sagte Mozart; „das ist freilich eine cosa

rara! Ich habe mich noch mit keinem personellen Geist berauscht, und macht mir daher absonderliches Vergnügen, mit Ihnen, Allerwerthester, Eins zu trinken."

Beide tranken in selbiger Nacht viel von der ächten Sorte, ließen Musik, Menschen und Geister aller Art leben, Mozart versprach das Requiem und der Unbekannte dafür noch 300 Dukaten Nachzahlung beim Abholen — endlich wußten Beide von sich nichts mehr — und als Mozart früh an der Seite seiner geliebten Constanze erwachte, wollte ihm bedünken, als sey Alles ein bloßer Traum gewesen.

II.

Wir treffen Mozart hier abermals in tiefer Nacht, aber ein Vierteljahr später, wo er bereits den größten Theil seines Requiems für den unbekannten Freund vollendet hatte. Es schneite draußen und der Sturm heulte, so daß die Fenster klirrten. Aber in und um Mozart war lauter Musik.

Frau mit Sohn und Tochter traten Abends gegen 8 Uhr herein, um ihn zum Nachtessen abzurufen.

„Ich habe heute keinen Appetit!" sagte Mozart. „Eßt doch heute einmal allein!"

„Aber da schmeckt mir's nicht," sagte die jüngere Tochter, „wenn mein gutes Väterchen fehlt, das ich so lieb habe."

„Vater, Du siehst recht blaß aus," versetzte der Sohn, der jetzt noch lebt als Musikdirektor in Lemberg, ein guter Componist und Pianofortespieler; „iß doch und trink mit uns! Die Mutter hat heute Gänsebraten mit Braunkohl; das ist ja unser aller Lieblingsgericht und das wird Dir gewiß schmecken!"

„Nein!“ erwiderte Mozart, „mich hungert und dürstet heute nicht nach irdischer Speise und Trank. Geht, liebe Frau und Kinder; ich wünsche Euch recht gesegnete Mahlzeit und recht gute Nacht, aber ich kann heute keinen Bissen essen! Aber, meine liebe Constanze, schicke mir doch heute einige Flaschen Champagner herauf! Denn ich habe heute viel Kraft nöthig und es sind mir beinah alle Ideen ausgegangen!“

Mit nassen Augen entfernten sich Frau und Kinder und ließen den Vater allein, der, nachdem ihm der Champagner gebracht worden war, die Thüre abschloß. Mozart war heute in ganz eigener Stimmung. Sein Knabe hatte früh bei seinem Anblick geweint und ausgerufen: „Vater, Du wirst ganz gewiß bald sterben!“

Auch war es ihm sehr unwohl. Vor einigen Tagen hatte ihn der alte Kapellmeister Salieri zu Tisch gebeten. In ganz Wien war eigentlich Niemand, der ihn aufmerksamer und freundlicher behandelt hatte, als der Kapellmeister Salieri, welchem er eben deßhalb nicht ganz vertraute. Er fühlte nach dem Abend, den er bei Salieri zubrachte, ein Leibschneiden und Beschwerden, wogegen keine Arznei helfen wollte, schrieb das aber natürlich bloß einem Diätfehler zu, den er zwar oft begangen hatte, der ihm aber gerade dießmal schlecht bekommen war. Denn Salieri war ein sehr frommer Mann, der, wie es schien, Mozart seinen Ruhm von Herzen gönnte.

Es schlug wieder zwölf Uhr an demselben Datum des Monats, wo ihm der Unbekannte erschienen war, oder wo er vielleicht auch nur von ihm geträumt hatte. Das Requiem war, wie schon gesagt, weit vorgerückt, aber Mozarts Kraft war recht erschöpft. Er hatte

so manche Nacht durchsessen und war dabei immer blässer worden, und dennoch ließ ihn das Werk nicht los. Besonders heute fühlte er sich zum Schaffen aufgelegt, als es ihm nach dem letzten Schlage der zwölften Stunde vorkam, als stehe der schwarze Unbekannte wieder vor ihm, an die Beendigung des Werkes mahnend und ihm einige noch fehlende Thema's zu Melodieen angebend, die er sogleich niederschrieb. Es ging ihm sehr von der Hand, und der schwarze Mann stand immer neben ihm, ihm in's Ohr flüsternd: „So mußt Du's machen, Freundchen! Du componirst ja Dich doch todt, ob einen Tag eher oder später, das ist ja einerlei! Du bekommst's ja gut bezahlt!“

Es graus'te Mozart, und es wollte ihn gemahnen, als ob die Hölle neben ihm stünde, und ihm sein letztes Werk abkaufen wolle; aber er faltete die Hände, und dann fiel ihm eine Melodie ein wie sein: Tuba mirum spargens sonum! worauf er von dem Geflüster des schwarzen Kameraden, der neben ihm stand und ihm helfen wollte, beinahe nichts mehr hörte.

Mehrmals flüsterte ihm der finstere Kumpan in's Ohr: „Du stirbst bald! Ich helfe Dir Deine eigene Todtenmesse setzen!“ Aber Mozart ließ sich nicht stören, sondern schrieb fort, bis ihm die Augen zufielen.

III.

Es war ein recht schöner Herbstnachmittag, wo Mozart seinen letzten Spaziergang in das Freie machte.

„Frieden träufte der sinkende Tag
Herab auf die schweigende Flur;

Stille des Herbstes umfing die Welt!
Wie rein und frisch die kühle Luft!
Wie lachend das helle Blau!
Aus goldner Wolken Saume blitzt
Scheidend des Tages Königin!
Mücken spielen im Sonnenschein,
Raben fliegen in's Thal hinab,
Leis flüstert ein Lüftchen im Baum
Und spielt mit der welken Distel."

Man kennt ja das — es war ganz ossianisch — damit ist Alles gesagt; und Mozart las wie Napoleon, dem er an Größe nicht nachsteht, in seinen letzten Tagen den Ossian gern.

Mozart wurde recht weich, als er in die welkende Welt hineinsah. Alles so klar, so hell, so mild, wie seine Compositionen, und doch im Hintergrunde eine große schwarze Wolke, die den aufsteigenden Vollmond mehr und mehr überwältigte und aus welcher er den Unbekannten herniederdrohen zu sehen glaubte. Es stürzten ihm mehrmals Thränen aus den Augen; welchen Empfindungen sie galten, wissen wir nicht. Wir wissen ja überhaupt Alle nicht, wie ein Genie empfindet, denn wir sind ja doch Alle Klötze und Marmorblöcke.

Mozart wurde heute schwermüthiger, als jemals. Er fühlte keine rechte Kraft in seinem Gang, und als er an einen frischen Quell kam, aus dem er trank, und in welchem er sich sah, kam er sich so blaß vor, wie noch nie.

Manches schrieb er noch in seine Schreibtafel unter tausend toll durch einander gehende Noten hinein; aber Alles war herbstlich, zum Theil winterlich. Er sehnte sich heute recht nach dem Tode, und nahm sich

ernstlich vor, sich über seinem Requiem todt zu componiren.

Ach, die Welt war heute so schön! Die Berge schwammen in Duft! Die Donau blitzte silberhell in lieblichen Windungen aus dem Thal herauf! Und vor ihm lag mit breiter von der untergehenden Sonne bespiegelter Fronte die Stadt der Freude, das schöne Wien, die Stadt seines Herzens! Hundert liebliche Melodieen spielten ihm ums Ohr; aber er behielt nicht Eine im Sinn; denn er war bis jetzt nicht aufgelegt, zu schreiben, sondern nur zu empfinden. Und was er an dem Abend empfand, das hat er mit in's Grab genommen.

IV.

Mit wem es einmal zu Ende geht, mit dem geht es gewöhnlich rasch. So war es auch mit Mozart. Er strengte sich in den nächsten Tagen so sehr an, daß ihm seine Frau, die er in seiner Jugendoper: „die Entführung" verewigte, die Partitur wegnahm, worauf Mozart einige Wochen lang beinah gar nicht nach Hause kam. Es schmerzte Constanzen, daß er nichts arbeitete, und doch mochte sie ihn nicht zur Arbeit ermuntern; bis eines Tages Mozart ihr die Backen streichelte, sie mehrmals küßte, und — und — und — genug Constanze gab Mozart die Partitur wieder in die Hand und es wurde trotz bedeutender Maladie fortcomponirt.

Da klopfte es Nachts um zwölf Uhr zum drittenmal und fragte: „ob das Requiem fertig sey!"

„Bald!" sagte Mozart zu dem Unbekannten im schwarzen Mantel. „Perdonnate, Signor, I am un poco

malade or egroto, mia vita, it seems, will finire, but I will finire my work, before — Ihr versteht mich, lieber Freund, ich sterbe in ein paar Tagen, aber ich will sehen, ob ich mein Werk noch fertig machen kann!"

„Ich zahle heute wieder 100 Dukaten auf Abschlag!" sagte der Unbekannte.

„Ach, geht mir mit Eurem Dreck!" versetzte Mozart. „Ich bin schon dort! und dort brauche ich weder Gold noch Silber mehr! Ma, mon amis, wollt Ihr nicht noch einmal mit mir trinken? Ich bin heute recht aufgelegt! Und ich habe für etwas bessern Champagner gesorgt, als das letztemal. Es ist ganz ächter!"

„Si vous plait, I voglio; I am a spirit gewissermaßen, but I am lover of — genug ich trinke mit, Mozart; aber ich sage Dir, mit Dir wirds bald aus seyn!"

„Ich kann's nicht weiter machen!" sagte Mozart, dem Unbekannten die Partitur übergebend; wenn Ihr noch mehr wollt, so wendet Euch an meinen Schüler Süßmayer, und gebt ihm Alles, was hier steht; der wird schon 'was liefern, wozu ich allenfalls nicken kann."

„So ein langes Leben ich Euch auch wünsche," versetzte der Unbekannte, „so sehe ich es Euch doch allzudeutlich an, daß Ihr morgen sterben werdet! Drum nehmt dieß für Eure Familie!"

„Familie! dabei läßt sich viel denken!" sagte Mozart. „Nun so gebt her! Ich habe noch viele recht schöne Melodieen im Kopfe; doch ich fühle mir bereits den Tod durch die Adern rieseln, und das ist mir ganz recht."

Die Beiden sprachen noch viel. Am andern Morgen war Mozart todt. — Salieri bildete sich ein, ihn vergiftet zu haben. Aber Salieri war ein braver Mann, und für einen Künstler braucht es kein Gift. Sie verfaulen schon von selbst.

Anekdote.

Zu einem berühmten und bemittelten Musiker kam ein Mann, welcher Beiträge für ein Denkmal sammelte, das dem unsterblichen Mozart errichtet werden sollte. N. der besagte Musiker gab anständig, aber weit weniger, als man von ihm erwartet hatte. Der Sammler äußerte hierüber offen seine Verwunderung. „Ach," erhielt er zur Antwort, „zehnmal mehr wollte ich geben, wenn Mozart noch lebte!"

Großes
Instrumental-
und



Vokal- Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben
von
Ernst Ortlepp.

Dreizehntes Bändchen.

Stuttgart, 1841.
Franz Heinrich Köhler.





Inhalt des dreizehnten Bändchens.

Großes Instrumental- und



Vokal- Concert.

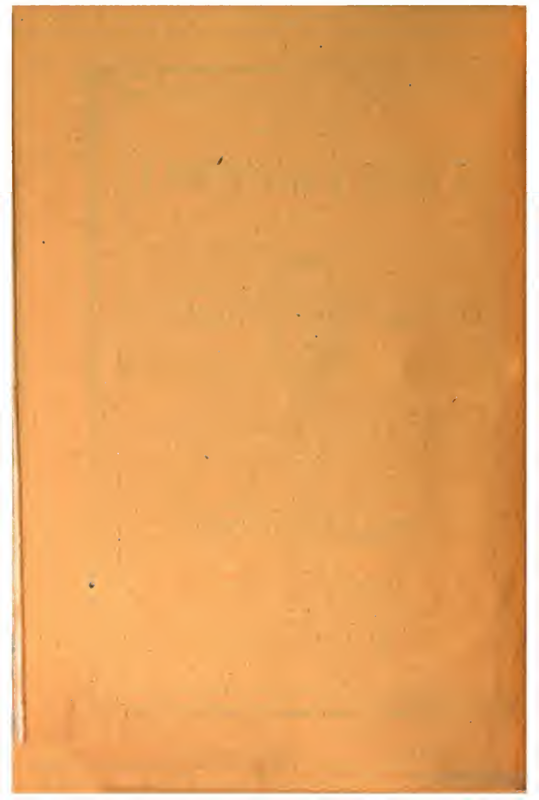
Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben
von

Ernst Ortlepp.

Vierzehntes Bändchen.

Stuttgart, 1841.
Franz Heinrich Köhler.





Inhalt des fünfzehnten Bändchens.

Großes Instrumental- und Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von

Ernst Ortlepp.

Sechszehntes Bändchen.

Stuttgart, 1841.
Franz Heinrich Köhler.



Inhalt des sechszehnten Bändchens.

Seite